

Neue Propheten.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1863.



Neue Propheten.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

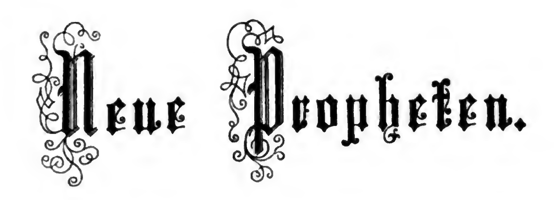
Erster Band.

Leipzig,

Fr. Wilh. Grunow.

1863





Neue Propheten.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Zweite Ausgabe.

Erster Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1863.

Neue Propheten.

Erstes Kapitel.

Herodes und Diogenes.

Es dunkelte, der Nordwind stürmte, der Schnee knisterte unter den Fußtritten der Menschen, welche mit hurtigem Schritte heim zu dem warmen Ofen und dem hellen Lichtschimmer der Lampe eilten. Aber nicht Alle in der großen, volkreichen Hauptstadt haben eine warme mit freundlichem Lichtschimmer erfüllte Stube, in der sie sich behaglich und heimisch fühlen können, wenn es draußen große Flocken schneit, der kalte Wind um die Ecke jagt und der düstere Winterabend hereinbricht. . . .

Zu diesen Armen gehört wohl auch der kleine Knabe mit den hellen, blauen Augen, welcher dort vor dem durch Gasflammen glänzend erleuchteten Spielwaarenladen steht und mit kindlicher Verblüfftheit durch die großen Fensterscheiben auf die bunten

Puppen, Hanswürste, Schaukelpferde, Lämmer, Reiter, Fahnen und Trommeln hinstarrt. . . .

Schon die ärmliche Kleidung des Kindes sagte, daß seine Händchen nie ein solches Spielzeug berührt, daß ihm alle diese Dinge so unbekannte Herrlichkeiten waren, wie es einst die Glasperlen und Spiegel den Bewohnern des neuentdeckten Westindiens . . .

Doch die Kleidung des Kindes war nicht allein ärmlich, sie hatten auch einen sehr sommerlichen Charakter, von der dünnen, grünen Kattunkutte an, bis herab zu den fadenscheinigen geflickten Casinethöschen und den zerrissenen Zeugstiefelchen, welche offenbar aus einem Tröblerladen stammten und einst in bessern Tagen den niedlichen Fuß einer Dame eingeschlossen hatten. Den Kopf schützte keine andere Bedeckung, als die vom lieben Gott geschenkte: dichte, blonde Locken, welche ihm über Stirn und Schläfe hereinfielen und dem kleinen Gesichte jenen rührenden Ausdruck kindlicher Hilflosigkeit und Gutmüthigkeit gaben, welcher den Engel der Barmherzigkeit in jedem nicht ganz verhärteten und verknöcherten Herzen wachrufen muß. Der Kleine hatte schon eine Weile vor dem Laden gestanden und die aufgestellten

Spielsachen staunend angegafft. Ihn, dessen ganzer Reichthum an Spielzeug in ein paar kleinen Brettern und ein paar bunten Kieselsteinen bestand, ihn mußte der Anblick dieser glänzenden Gegenstände in ein Feenreich versetzen, von dessen Existenz er in seiner engen, dumpfigen Straße, die er heute zum ersten Male verlassen hatte, auch nicht die geringste Ahnung gehabt. . .

Aber es war kalt, sehr kalt und die Glieder fingen an ihm steif und starr zu werden. . .

Einen Moment überwand die Neugier noch die Kälte; er hauchte in die rothen Händchen und trippelte vor dem Schaufenster auf und nieder, ohne einen Blick von den Puppen und Bleisoldaten zu verwenden. . .

Allein zu der Kälte gesellte sich jetzt noch ein anderer unleidlicher Gesell: der Hunger. Seit Mittag hatte der arme Kleine nichts gegessen.

Sechs Stunden fasten und zum Mittag nichts als eine Tasse Cichorientrank und ein klein Stück Brod haben, das ist ein schweres Kunststück für einen Kindermagen. . . .

Dieser Gedanke mochte sich auch dem Kleinen mehr oder minder klar aufdrängen; allmählig verlor

sich die Bewunderung und Schaulust, das Pusten und Trippeln wurde immer heftiger und endlich drehte er sich um und rief halb weinerlich und sich schüttelnd vor Frost:

„Hu . . . hu . . . wie mich friert, Muhme, und hungert . . . wir wollen nach Hause gehen, Muhme — . . .“

Bestürzt sich umblickend suchten des Kindes Augen, als ihm Niemand antwortete, bei dem Schimmer der Gaslaterne vergeblich die Muhme, an deren Hand es noch vor einer Viertelstunde durch die Straße gegangen, die es an diesem Laden geführt und ihm — dieser Gedanke zuckte plötzlich, wie ein Lichtstrahl durch die angstvolle Betrübniß der kleinen Kinderseele — ein Stück Stengelzucker gegeben und dabei gesagt:

„Bleibe hier stehen, Hans, sieh' Dir die schönen Sachen an . . . ich komme gleich wieder. . .“

Ein Kinderherz ist so schnell beruhigt und über die Wange, auf welcher eben noch die Thräne des Schmerzes flimmerte, fliegt schon im nächsten Augenblick das Lächeln der Freude.

So trocknete die Erinnerung an den Stengel-

zucker rasch die Zähren, welche ihm erst die Angst des Verlassenseins ausgepreßt hatte. . .

War es doch das erste Mal, daß ihm die Muhme so köstliche Leckerei geschenkt hatte. Bisher hatte er von ihr immer nur viele Schläge und harte Scheltworte und kleine, recht kleine Stücke Brod bekommen. Das Kind wischte sich die Wangen und warf einen funkelnden Blick auf den rothgefärbten Zuckerstengel. Wie das flimmerte und glitzerte in dem Gasflammenlicht!

So lief der Knabe auf dem Trottoir weiter, unbekümmert wohin ihn sein Weg führte, sorglos und glücklich an dem Zucker saugend, den er sich gern aufgehoben, wenn die Lockung nicht gar so verführerisch gewesen wäre. . . .

Und immer weiter und weiter fort, von der Stelle, wo er die Puppen betrachtet, führte ihn sein Weg. Er kam in breite Straßen mit hohen, prächtigen Häusern, welche vorher nie sein Auge gesehen hatte. Durch die Fenster funkelten unzählige, glänzende Lichter, frohe, jubelnde Kinderstimmen schlugen an sein Ohr, Laute jauchzender Freude, aus ebenso jungen Herzen, wie das seinige, kommend, klangen aus den Häusern heraus auf die Straßen. . .

Neugierigen Blicks schaute er in die hellen Zimmer der Erdgeschosse, in welchen fröhliche Kinder um buntgeschmückte, leuchtende, grüne Tannenbäume hüpften, glückliche Eltern mit seligem Gefühle dreinschauten und die Kleinen küssend und herzend in ihre Arme schlossen. . .

Christabend war es.

Der Weihnachtsengel hatte diese glänzenden Lichter angezündet und diesen Kinderjubel und Elternfreude wachgerufen. . .

Immer weiter wandernd sah der kleine blonde Knabe in dem dünnen Kattunkleidchen und den zerrissenen Schuhen stumm und staunend in das freudige, glänzende Gewühl.

Er verstand Nichts von alledem; weder die Freude der Kinder, noch die leuchtenden Weihnachtsbäume und die tausend bunten Herrlichkeiten auf Tischen und Tafeln, noch das Glück, das aus den Mienen der Eltern lachte. . .

Nicht Neid, noch Schmerz kamen bei diesem Anblick in sein kleines Herz, nur Bewunderung, nur Staunen erfüllten es. . .

Wie sollte es auch anders sein? . .

Vier Jahre zählte schon sein junges Leben, aber

noch Niemand hatte ihm von dem Weihnachtsengel erzählt, der alljährlich auf weißen, schimmernden Fittigen, mit grünen Tannenreisern in der Linken über die Länder hinschwebt und mit der Rechten frohe, glänzende Gaben herab in den Schooß der Menschen streut. . .

Und so unbekannt, wie ihm das heilige Christfest war, so fremd war ihm auch diese jubelnde, jauchzende Kinderfreude und Elternzärtlichkeit. . .

In der engen, dumpfen Straße, in welcher er mit der Muhme und dem Vetter gewohnt, hatte er nur wilde Ausbrüche des Zornes, der Wuth, der Verzweiflung, des Elends gesehen. Abgeschlossen von der übrigen Welt, auf den engen, schmutzigen Hofraum und die kalte, finstere Stube angewiesen, waren ihm nur bleiche, sieche Kinder des Elends bekannt, über deren welke Züge weder je ein Schimmer der Freudensonne, noch ein Strahl des warmen Himmelslichts geglitten. Grabesblumen, die ohne Luft und Sonne, eingekerkert zwischen diesen dumpfen, kalten Mauern schnell der Ruhestätte auf dem Friedhofe der Armen entgegenreiften. Arme Kinder, an deren kahler Wiege und an deren hartem Sterbelager der bleiche Engel der Noth steht! . .

Du kleiner blonder Lockenkopf freilich, du blühtest zwischen diesen welken Grabespflanzen wie eine volle runde Sonnenblume, welche Jahr aus, Jahr ein Luft, Licht und Glanz einsaugt. Und athmetest du auch in derselben kalten, verdorbener Atmosphäre, frorst du auch wie die Andern in deinem harten, armseligen kleinen Bette, von Stroh und Lumpen, war die Nahrung, die man dir unter Schelten, Flüchen und Schlägen reichte, auch geringer und armseliger, als die des Jagdhundes des reichen Herrn, in dessen Hinterhof du zuweilen lugtest, sehnsüchtig zusehend, wie der braune Tiras die warme Brodsuppe ausleckte, während du noch keinen Tropfen Milch und keinen Bissen Brod bekommen, so strahlte doch von deinem kleinen runden Gesichte der rosige Schimmer der Gesundheit, glänzte aus deinen blauen Augen Zufriedenheit und Lebenslust. . .

Und auch jetzt, wo sich rings um dich Alles freute im warmen, festlich erleuchteten Zimmer, während durch dein ärmlich Gewand der Nordwind stürmte und die Schneeflocken sich wie glänzende Perlen in deine blonder Haare hingen, wo du rings um dich glückliche Eltern und jubelnde Kinder sahst, während du verlasen und allein durch die Straßen

irrtest, auch jetzt wich nicht das kindliche Lächeln von deinen Lippen... Du hattest ja noch ein Stück Stengelzucker. Doch die Lichter der Christbäume fingen an nach und nach zu verlöschen. Es wurde dunkler und menschenleerer auf den Straßen. Der Schnee fiel immer dichter und der Nordwind wehte immer schärfer.

Das Kind war auf seiner ziellosen Wanderung wieder in einen jener ärmeren Stadttheile gekommen, die von den Arbeitern der Fabriken und von kleinen Handwerksleuten bevölkert wurden.

Der Zucker war endlich aufgezehrt und das Kind müde und schläfrig. . . Dabei fror es, daß ihm die Zähne klappernd aneinanderschlugen und Gesicht und Hände hatten eine bläulich-röthliche Färbung...

Der kleine, blonde Knabe, der da mit immer wankender werdendem Schritte auf dem Schnee hintrippelte, hatte vom Himmel ein gar frisches, fröhliches Kinderherz geschenkt bekommen, das ihn selten weinen ließ, trotz der Schläge und der kleinen Stücke Brod; aber jetzt, da er sich so allein mitten in der dunklen, kalten Winternacht sah und die Muhme, die ihm wenigstens allabendlich ein Strohlager hinter dem alten Kachelofen gab, immer noch nicht erschien,

ihn nach Hause zu führen, da überschlich seine harmlose Kinderseele ein dunkles, banges Gefühl des Verlassenseins und der Furcht... Und mit einem Male stürzten helle Thränen aus seinen Augen und bitterlich weinend, die Härte der Muhme vergessend, rief er:

„Muhme, ach gute Muhme, führe mich doch zu Hause,“ und lief die dunkle Straße hinab.

Niemand achtete des kleinen, verlassenen Kindes, dessen sich die, welche ihm bis jetzt Unterhalt gewährt, müde der unnützen Last, auf so grausame Art entledigt, das sie hinausgestoßen in die kalte, dunkle Winternacht, wie man einen Hund fortjagt, für den sein Herr die Futterkosten nicht mehr zahlen will. . .

Das Kind in seiner Unschuld und Unwissenheit hatte von alledem keine Ahnung... Wenn es nicht so gefroren hätte, würde es vielleicht noch an dem Laden stehen und auf die Muhme warten. Nur die Kälte hatte es fortgetrieben; die Kälte und der Hunger. . .

Am Ende der Straße stand ein Leiterwagen vor dem Hinterthore eines jener kleinen Gasthöfe, in welchem die Landbotenfuhrwerke der nahgelegenen Ortschaften auszuspannen pflegten. . .

Eine Anzahl aufgerissener Kisten und Tonnen, in denen noch das Stroh der Verpackung lag, standen daneben. . .

Müde, frierend, hungrig und weinend kroch der Kleine in die größte dieser Kisten; seine matten Glieder trugen ihn nicht weiter. . .

Die Kiste schützte ihn wenigstens etwas gegen den Schnee und den Sturm und in dem Stroh wärmte er seine erstarrten Füße. . .

Bald senkte sich der Schlummer auf seine Augenlider nieder und schon nach wenigen Minuten schlief er, die Händchen auf der Brust zusammengefaltet, in Mitten des Wintersturmes und Schneegestöbers in seiner Kiste jenen sanften, ruhigen Schlaf der Kindheit, um welchen Engel die Kinder der Sterblichen beneiden könnten.

Das Kind schlummerte. . .

Es schlummerte, während der Nordwind seine Wange mit dem Rauschen seiner kalten Fittige erstarrte, es schlummerte, während der Schnee durch die Lucke herein zu seiner Lagerstätte drang und eine weiße Decke über seinen Leib wob, es schlummerte während der Frost heran zu seinem kleinen immer

leiser schlagenden Herzen drang — vielleicht um es bald ganz still stehen zu lassen. . .

Ein Lächeln umschwebte seinen Mund. . .

Waren es die Engel des Paradieses, die ihm winkten und denen es zulächelte? Oder war es seine frühere Gespielin, die kleine, bleiche Marie, welche vor ein Paar Monaten vier dunkle Männer in einer schwarzen Kiste fortgetragen, die ihm im Traum erschien und zuwinkte? Oder waren es die Puppen, Hanswürste und goldpapierne Weihnachtsengel, welche in bunten Traumbildern an seinem Auge vorüberglitten, neckisch hin und herhuschten, ihm Kußhände und Grüße zuwarfen? . . Gewiß, es waren die Puppen und Weihnachtsengel, die mit ihm spielten. Er streckte die Händchen nach den bunten Bildern aus und ein Ruf der Bewunderung und Freude schlüpfte über seine Lippen. . .

Aber bald schwand das Lächeln aus den lieblichen Zügen des Kindes, ein dunkler, trüber Schatten, ein Ausdruck dumpfen, unbewußten Schmerzes flog über sein Gesicht und leise wimmernde Klagetöne klangen aus der Kinderbrust hervor.

Es war die Kälte, die dieses Wimmern hervorlockte, die eisige, erstarrende Nachtkälte, die wie eine

heimtückische Schlange immer näher zum Herzen des schlafenden Kindes kroch, um das junge Leben, das in ihm pulsirte, zu tödten mit ihrem eisigen Hauche.

Das Wimmern des Kleinen wurde immer dumpfer und leiser. . .

Der bleiche Todesengel flog heran auf den Flügeln des Nachtwindes und die Spitze seiner Fittige berührte schon die blasse, kalte Stirn des verlassenen Kindes. . .

Kaum zwanzig Schritte von der Kiste entfernt, in der das arme, kleine Kind sterbend lag, tönte Gesang und Gläserklirren aus dem Hause auf die öde Straße und hier brach ein junges Blüthenleben, dessen letzte Seufzer nur die dunkle Winternacht hören sollte. . .

Da knirrschten Schritte auf der schneebedeckten, menschenleeren Straße. . .

Eine einsam brennende Gaslaterne warf ein bleiches, ungewisses Licht auf den späten Wanderer, der im halblauten Selbstgespräch langsam die Straße herabschritt.

Es war eine mehr kurze und untersetzte, als große Figur. Ein dichter, röthlich blonder Bart von ungewöhnlicher Größe bedeckte die untern Ge-

sichtspartien und den oberen Theil der Brust. Um den Hals trug er weder einen Shwal, noch eine Cravatte, sondern nur ein leichtes, schwarzes, lose umgeschlungenes Taffet-Tuch. . .

Die Hände hatte er in die beiden Seitentaschen seines grauen, dicken Winterrockes versenkt, vielleicht weniger der Kälte wegen als zur Sicherheit zweier langhalsiger Flaschen, die aus den Taschen hervorlugten. . .

Unter dem Rocke trug er eine blaue Blouse, wie sie die Arbeiter in den Werkstätten unserer großen Städte tragen.

„Tiger, Hyänen, Meerkatzen und Crokodillenbrut," monologisirte er, „daß die Hölle Euch verschlingen möge. . . Komm heraus Zeugniß unserer Bestiennatur." Und indem er unter eine Gaslaterne trat, zog er aus der Brusttasche ein frisch gedrucktes Zeitungsblatt.

„Hört es Ihr Bestien und verderbt."

Er las:

„Aus welchem Grunde kommt unser deutsches Theaterpublikum dem Dichter, wie dem Componisten und Darsteller nicht mit der Begeisterung entgegen, wie es in den Pariser Theatern der Fall ist? Die

Sache ist sehr einfach... In Paris geht man nach dem Diner in's Theater, während wir mit hungrigem Magen in unsern Sperrsitzen und Logen sitzen. Ein voller Magen, angefeuchtet mit Burgunder und Champagner urtheilt viel wohlwollender als ein hungriger."

Er hielt inne, stieß ein grimmiges Gelächter aus, ballte die Faust und wandte dann das Blatt um.

„Dritte Columne, zweite Spalte. . . Gestern früh wurde in einem Pferdestalle der Sandgasse ein armer Weber mit drei kleinen Kindern aufgefunden: Der Unglückliche, dem vor Kurzem die Frau gestorben, war krank gewesen, hatte die Miethe nicht bezahlen können und war aus seiner Wohnung exmittirt worden. Das Mitleid der Knechte hatte ihm in dem Stalle ein Nachtunterkommen gewährt. . Einem der Kinder hatten die Ratten in der letzten Nacht die Füße angefressen. . . Auf der Polizei erzählte der Mann, daß er sich und seine Kinder acht Tage lang von den Abfällen aus der Küche des Gasthofs ernährt habe. . . Ha! Ha! lache, lache, Bestie. . . Lump, was schläfst du in einem Pferdestall, warum frißt du Kartoffelschaalen, nagst du

Knochen ab und stopfst dir den Magen mit Kleienbrod. . . Füttere dich mit Trüffeln und Gänseleberpasteten, feuchte dein Diner mit Burgunder an, geh' dann mit wohlwollender Gesinnung in's Theater, klatsche dir die Hände wund und schlafe dann — still, still, Bestie, lies weiter das Schandzeugniß:

Vierte Columne, erste Spalte! Seine Hoheit der Prinz Ottomar hat dem Componisten des reizenden Ballets „La Mosquita" durch den Herrn Intendanten eine prachtvolle, mit Edelsteinen geschmückte und neugeprägten Ducaten gefüllte Tabatière überreichen lassen. . . Der Solotänzerin Fräulein Lina Roselli eine kostbare Broche. . .

Letzte Columne, letzte Spalte! Gestern erhängte sich eine Wittwe, Wäscherin, Mutter von vier Kindern. Die Motive schienen Nahrungssorgen gewesen zu sein. . . . Ha! Ha! lache doch Bestie ... lache!.."

Er warf die Zeitung in den Schnee, trat sie mit Füßen und zog eine kleine Flasche aus der Seitentasche. . .

„Sieh', würdige Kreatur," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „wäre in dieser Flasche Blausäure und wäre dieser Kopf, der hier auf diesen Schultern ruhet das Haupt des ganzen Menschen-

geschlechts und nicht der armselige Schädel einer einzigen unbedeutenden Menschenmilbe, du müßtest die Flasche bis auf den letzten Tropfen leeren. . . Indessen was nützt der Tod einer einzigen Menschenbestie! Die Canaillen laufen zu Millionen umher. . . Bestie, du sollst leben. . . Aber Gift, Gift, sollst du doch schlucken, heimliches, langsames Gift, das die Adern austrocknet und das Mark aus den Knochen zehrt.“ Es mußte ein süßes, schmeichlerisches Gift sein, welches der Nachtwanderer trank, denn als er die Flasche wieder absetzte, war sie zum Drittheil leer, und zugleich verbreitete sich um den Trinker jener angenehme, pikante Duft, welcher gutem Rum eigen ist. . .

„So“ fuhr er fort, die Flasche einsteckend und weiter gehend, „so, Bestie, gieß dir Alkohol in die Kehle, daß dir der Dunst des Rausches in die Kammern deines Hirns steigt und du in der Trunkenheit die Bestialität der Nüchternheit vergißt.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit weniger Extase und in gedämpfterem, fast traurigem Tone weiter fort:

„Es ist wahr, ich bin ein Thier, so gut wie die Andern Alle — ich betrinke mich während es da

drinnen," und er starrte auf eine Reihe kleiner, ärmlicher Wohnungen, „Viele giebt, die heute beim zu Bettgehen nicht einen Bissen Brod im Magen hatten! . . . Und das Ende vom Liede? Ich werde ein Säufer werden und am Delirium sterben: Verflucht, dreimal verflucht diese Arbeit! . . . O! wie glücklich war ich noch vor drei Tagen bei meiner Naturgeschichte, bei meiner Reisebeschreibung aus Afrika. . . Bei meiner Schilderung der tropischen Thierwelt, diesen naturwüchsigen Geschöpfen, die es doch wenigstens nicht läugnen, daß sie Bestien sind und sich lieber gegenseitig fressen, als einander vor Hunger krepiren lassen. Und da — da muß dieser unglückliche Schneehuhn krank werden, und ich all' diese Misere, diese Bestialität hinein würgen. . . Aber ich trage es nicht länger, ich will von dieser zweibeinigen Meerkatzen- und Krokodillenbrut nichts wissen, ich will in meine Urwälder, zu meinen Löwen, Tigern, Elephanten und Klapperschlangen zurückkehren. . ."

Er nahm einen zweiten Schluck aus der Flasche, seine Stimmung verlor wieder die milde, elegische Färbung und nahm den früheren desperaten Charakter an. . .

„Ah! Nero," brauste er auf, „warum konnte er seinen großen Gedanken nicht ausführen. . . Ein Kopf für die ganze Race und einen Schwerthieb! Oder wenn ich unser Herrgott wäre, nur einen Tag, einen einzigen Tag und könnte alle Schleußen des Himmels und der Erde aufreißen, daß sie umkommen müßten in der Fluth, elendiglich wie die Wasserratten, Groß und Klein, Mann und Weib, Kind und Kegel und das Winseln an mein Ohr schlagen würde, wie Sphärenmusik und meine Seele jubeln, bis das Wasser mir endlich selbst an die Gurgel träte. . . Kein Erbarmen mit der Race, weil sie keins hat. . . Oder, wenn ich der Herodes wäre und Bethlehem die Welt und ich in einer Nacht die ganze Brut von der Erde tilgen könnte, daß nur Schafe, Esel, Lämmer, Tiger, Löwen und Elephanten übrig blieben — ah, wenn ich Herodes wäre. . . doch still, still, was ist das, winselt ein Hund da, der seinen Herrn verloren hat?" Die Nacht war nicht sehr dunkel und aus den Fenstern des Gasthofs fiel ein schwacher Lichtschimmer auf den schneebedeckten Platz, auf welchem der Wagen und die Tonne stand, in welcher das vor Kälte hinsterbende Kind lag. . .

„Ein Kind!“ rief der moderne Herodes, indem er mit einer Geberde erschrockener Verwunderung an die Kiste trat, in welcher der kleine Hans wimmernd schlummerte. . .

Es war, als ob das Schicksal ihn sofort beim Wort genommen und ihm ein Geschöpf der Brut, die er in einer Nacht zu vertilgen wünschte, überliefern wollte. . .

Herodes schien indessen bei der überraschenden Entdeckung mit einem Male seine mörderischen Gedanken und Grundsätze gänzlich zu vergessen. Er beugte sich nieder und indem er den Kleinen aus der Kiste zog und in seine Arme nahm, rief er:

„Ein Kind, ein Kind, bei zehn Grad Kälte auf offner Straße in einer Kiste . . . und in einem dünnen, zerrissenen Kattunkleid . . . ein kleines, verlassenes Kind, o Hyänen, Meerkatzen- und Krokodillenbrut.“ Das Kind wimmerte noch, aber seine Glieder waren starr und eisig, wie die einer Leiche. . .

Herodes, so wollen wir den Mann einstweilen nennen, faßte einen kurzen Entschluß. Er zog seinen dicken, warmen Rock aus, wickelte das Kind hinein, wie man eine Puppe einwickelt und lief dann, ohne sich weiter den Kopf zu zerbrechen, wie der

Knabe hierher gekommen, die Straße hinab, indem er einmal über das Andere mit wuthzitternder Stimme in die Worte ausbrach:

„Ein Kind, ein Kind . . . auf offener Straße, bei zehn Grad Kälte, Schnee und Nordwind . . . o! Bestien, Bestien. . .“

Er lief nicht weit. In eine der ersten Seitengassen einbiegend, blieb er vor einem der nächsten Häuser stehen und riß wie ein Verrückter an der Klingel, die zu der Stube des Hausmanns führte.

„Sind Sie toll, Herr Wenzel, um Mitternacht Sturm zu läuten, daß das ganze Haus in Aufruhr geräth?“ brummte der Hausmann, seinem Miether öffnend. „Aber was haben Sie denn da — wie sehen Sie denn aus?“

„Betrachten Sie mich ein anderes Mal,“ rief der Andere, „jetzt aber antworten Sie mir statt die Augen wie ein Nürnberger Nußknacker aufzureißen und den Mund, weit wie ein Scheunenthor aufzusperren — ist mein Nachbar, der Doctor, zu Hause...“

„Er kam vor zehn Minuten,“ antwortete ganz verdutzt der Hausmann, der in seinem Abmiether zwar immer einen überspannten Menschen gewittert,

aber an ihm noch niemals eine so kurz angebundene Grobheit entdeckt hatte. . .

„Er ist zu Hause? Leuchten Sie mir die erste Stiege hinauf, . . . so, es ist gut . . . ich danke, schlafen Sie wohl, würdiger Cerberus."

Und so rasch, als es ihm seine Bürde nur gestattete, stieg er, ohne sich weiter um den ihm verblüfft nachschauenden Hausmann zu kümmern, die Treppe zu seiner im dritten Stockwerke gelegenen Wohnung hinan. . .

„Geschwind, — geschwind, Doctor," rief er, noch ehe er auf der letzten Stufe stand, „kommen Sie zu mir herüber. . . Ich bringe Ihnen einen Patienten zum Weihnachtsgeschenke; . . . bringen Sie Ihren Wachsstock und einen Topf Wasser mit, denn ich glaube ein Feuer im Ofen und eine Tasse heißer Thee mit Rum wird bei unserm Kranken die beste Arznei sein."

Zweites Kapitel.

Im Himmel oder auf Erden?

Der erste Weihnachtsmorgen war angebrochen... Die Kirchenglocken läuteten schon zur Frühmetten, während am weiten Himmelsdome noch die ewigen Kerzen der Nacht im flimmernden Glanze strahlten und ihren Schimmer herab auf die große Stadt warfen...

In tiefem Dunkel lagen noch die Wohnungen der Menschen; nur unten, am Ende der Straße leuchteten zwei Fenster im dritten Stockwerke mit weit hinstrahlendem Schimmer in den dunklen Wintermorgen. Es war eine Mansardenstube, aus welcher der Lichtstrom hervorquoll, der seinen Schimmer auf das weiße Dach ausgoß, und die Krystalle der Schneeflocken in bunten Farben erglänzen ließ...

Das Innere des Zimmers hatte das Aussehen

einer einfach möblirten Junggesellenwohnung. Eine graue, durch Tabaksdampf verräucherte Tapete mit grünem blumigten Muster bedeckte die Wände, an welchen eine Menge kleiner Bilder hingen. Es waren meistens Kupferstiche und Holzschnitte von Thiergestalten, an denen weiter nichts auffällig war, als die überraschende Aehnlichkeit, welche die meisten dieser Thiergesichter mit menschlichen Physiognomien hatten. . . Bei nur flüchtigem Hinblick wußte man nicht, ob dies Menschenantlitze mit Tiger- Löwen- Hyänen- Krokodill- Schafs- Fuchs- und Hundeleibern oder Füchse, Hunde, Schafe, Tiger und sonstiges Gethier mit menschlichen Zügen waren. Im Hintergrund des Zimmers, das sich in eine Art Alkoven verlor, stand hinter einer Gardine von grüner Serge ein Bett, in welchem man zwischen Kissen und Decken ein schlummerndes Kind mit blondem Haar und frischen, rothen Wangen erblickte. Auf der andern Seite des Zimmers, dicht neben dem Ofen, befand sich das Sopha; ein altes Möbel mit hie und da zerrissenem Damastüberzug. Ein runder Tisch, vier Stühle mit Rohrgeflechte, ein Spiegel, ein altes Schreibpult mit drei Schubladen, ein braun angestrichener Waschtisch und rothe Kat-

tunvorhänge, die in Schwibbogen über den Fenstern hingen und zu beiden Seiten glatt herabfielen, vervollständigten die Ausstattung der kleinen Wohnung...

Der Lichtglanz aber, von welchem die Mansardenstube in diesem Augenblick erleuchtet war und der seinen Schimmer hinaus auf das schneebedeckte Dach warf, strömte von einem grünen, mit versilberten Aepfeln und Nüssen dicht behangenen Tannenbaum aus, auf dessen Zweigen gelbe Wachskerzen brannten, die mit ihrem traulichen Lichte die kleine ärmliche Wohnung vergoldeten.

Ein Mann mit blondem, struppigem Bart- und Hauptthaar, den Leib in einen dunkelfarbigen, an den Schößen und den Aermeln geflickten Schlafrock gehüllt, band eben die letzte Nuß an den Baum...

„Und er sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut," brummte der Bärtige, „sehr gut, ich bin mit mir zufrieden. . . Bei allen Krokodillen des Nils! was wird der Bube für ein Gesicht schneiden, wenn er beim Aufwachen den Baum mit den Lichtern und dem glitzernden Gebummle vor seinem Bette stehen sieht. . .

Es muß ihm wie Hexerei vorkommen. . . Wie er die Augen aufreißen und verdutzt drein schauen

wird. . . Freilich, es ist auch pure Hexerei. In einer zerbrochenen Kiste auf offner Straße zu Bette gehen und des Morgens auf einem Lager erwachen, in dessen Pfühle zwar keine Eiderdunen, aber doch Stroh und ehrliche Gänsefedern stecken. . . O, ihr Bestien, Hyänen- und Meerkatzenseelen."

Er sah sich nach dem schlafenden Kinde im Hintergrunde des Zimmers um. . .

„Was das Bürschchen für eine gesunde Natur hat. . . Gestern Abend war er starr und kalt, wie ein Eisklumpen und jetzt liegt er dort mit Backen so roth wie die Weihnachtsäpfel und schläft wie ein Murmelthier. . . Der Doctor hatte Recht. Eine Tasse Camillenthee und acht Stunden in ein warmes Bett und das Bürschchen ist so gesund, wie eine Forelle im Waldbach. . ."

Draußen schlug es von den Kirchthürmen sechs Uhr. . . „Erst sechs Uhr? . . Dann fehlt noch eine Stunde an den acht, die mein neuer Stubenbursche schlafen soll. . . Ich denke, ich lösche einstweilen die Lichter aus und braue den Kaffee, denn wenn meine kleine Einquartirung erwacht, so wird sie einen Wolfshunger haben."

Die Lichter des Christbaumes waren erloschen

und der Schimmer einer Lampe mit grünem Papierschirm fiel auf den runden Tisch, vor dem Herodes saß und nachdenkend in die blaue Spiritusflamme blickte, welche die blecherne Kaffeemaschine umzüngelte. . .

Ein leises Klopfen an der Thür, welchem unmittelbar der Eintritt eines Mannes folgte, unterbrach ihn in seinen Betrachtungen.

„Guten Morgen, Nachbar," grüßte der Eingetretene mit gedämpfter Stimme und dem Andern die Hand reichend. . .

„Ah, guten Morgen . . . Doctor . . . Nehmen Sie Platz und betrachten Sie unsern Tannenbaum...

„Zuvörderst will ich nach unsern Patienten sehen, lieber Wenzel" — dies war des Bärtigen ehrlicher, bürgerlicher Name, mit dem auch wir ihn von nun an bezeichnen wollen — „hat er die Nacht hindurch ruhig geschlafen . . . keine Fiebererscheinungen gehabt, phantasirt oder sonst dergleichen?" Und der Arzt näherte sich mit leisen Schritten dem Bette, in welchem das Kind schlummerte. . .

Wenzel ergriff die Lampe und stellte sich so, daß ein gedämpfter Lichtschein auf das Antlitz des Knaben fiel. . . Und wie schon am gestrigen Abend,

als er ihn zuerst erblickt, so flog auch jetzt ein Zug tiefer Erregtheit über des Arztes Gesicht. . .

Aber es war nur ein blitzesschneller Moment, schon im nächsten Augenblick war der Doctor wieder der ruhige scharf beobachtende Mann der Wissenschaft.

„Eins, zwei, eins, zwei," zählte der Arzt, „der Puls geht gleichmäßig, wie ein Uhrenperpendikel. . . Die Haut etwas feucht, Kopf kühl, Athem regelmäßig. Wir können ganz ruhig sein, lieber Wenzel, der Kleine wird mit einem Hunger erwachen, welcher Ihren Eßvorräthen verhängnißvoll werden wird... In der Voraussicht habe ich etwas Vorrath zu mir gesteckt." Und er zog unter dem Schlafrocke eine Weihnachtsstolle hervor. . .

„Aber, Doctor, haben Sie eine Wünschelruthe oder einen Zaubersack. Erst den Christbaum, den Sie mir gestern in mitternächtiger Stunde brachten, und nun auch Weihnachtsstollen?"

„Sie wissen ja," lächelte der Doctor, „ich habe eine große Familie, der ich bescheeren muß."

Wenzel drückte dem Doctor die Hand.

„Ich verstehe," brummte er, „ich kenne Ihre Familie. . . Die armen, kleinen, nackten Buben und

Mädchen, dort unten in der Vorstadt, die Kameraden da von dem Kleinen. . .“

Der Doctor winkte abwehrend mit der Linken und indem er auf das schlafende Kind deutete sprach er leise:

„Lassen Sie uns auf dem Sopha plaudern. . . Der Kleine muß ausschlafen. . .“

Da zischte es auf. Das kochende Wasser lief über und die Spiritusflammen schlugen über der Maschine zusammen. . .

„Sei ruhig, freundlich Element,“ brummte Wenzel, die Flammen erstickend und das dunkle Kaffeepulver in die siedende Fluth schüttend. . .

Der Doctor hatte sich indessen den Kopf in beide Hände gestützt und die Ellenbogen auf die Knie gestemmt in die Sophaecke gesetzt und blickte sinnend vor sich hin. Er sah recht alt aus, der Doctor, und doch konnte er sich, seinen Jahren nach, noch gut zu den jungen Männern zählen. . .

Achtunddreißig Jahre weben noch keine Silberfäden unter das Haar eines Mannes, welcher in stoischer Strenge lebte, sie durchziehen die Stirne noch nicht mit tiefen Furchen und pressen den Mund noch nicht jenen bittern, schmerzlichen Zug auf, den

wir so oft bei Männern reiferen Alters finden, denen das Alter auch die letzten Illusionen des Lebens raubte. . .

Selbst die Schmerzen der Krankheit wischen nicht so völlig alle Lebenslust und Frische aus den Zügen. Nur die Leiden der Seele, die Kämpfe, bei denen das Leben das Schlachtfeld, und unsere Hoffnungen, Träume und Wünsche die Leichen sind, welches dieses Schlachtfeld bedecken — nur sie können einem Menschenantlitz dieses düstere Gepräge aufdrücken. . .

Und doch sah er nicht menschenfeindlich aus, dieser Mann. Vorhin, als er an das Bett des armen Kindes trat, ruhte sein Blick mit innigem Mitleid auf den kleinen, verlassenen Knaben und als er von seinen Christbescheerungen sprach, glänzte ein Strahl wehmüthiger Freude aus seinen Augen. . .

„Sie waren gestern wieder etwas . . . angeregt, Nachbar," wendete er sich zu den Andern, der sich eben eine Tasse Kaffee einschenkte, „Sie wären sonst früher nach Hause gekommen. . . Auch Ihr sonstiges Wesen verrieth mir es . . . lieber Wenzel," und ein leiser Vorwurf klang durch diese Worte, „meiden Sie in Zukunft diese Excesse. . ."

„Aber bei allen Bestien der Urwälder," prote-

stirte der Andere mit zerknirschter Geberde, „bin ich daran schuld oder der unselige Schneehuhn, der immer an Magenkrämpfen und Knieschmerzen leidet, oder unser dickköpfiger Factor, dieser Herr Holzapfel! . . Sie kennen die Geschichte meines Lebens, lieber Doctor, Sie kennen meine Grundsätze, Sie wissen, wie ich diese Menschenrace verabscheue, hasse, wie ich sie im Keime vertilgen könnte, wenn ich es vermöchte, wie ich nichts von dieser ganzen Brut hören und sehen will, wie ich ein erklärter Menschenfeind bin — und dennoch nimmt dieser dickköpfige Holzapfel nicht die geringste Rücksicht darauf und stellt mich in den Zeitungssaal, statt mich bei meinen Bestien, bei meiner Naturgeschichte zu lassen. . .“

Ueber das ernste Gesicht des Arztes zuckte während dieser leidenschaftlichen Rede des Wenzel's mehr als einmal ein leises Lächeln und als der Bärtige geendet, erwiderte er in besänftigendem Tone:

„Ich weiß, ich weiß schon, Wenzel, es ist die alte Geschichte. . . Die Welt hat Ihnen böse mitgespielt, Sie von Jugend auf getreten und gestoßen und Ihr Vertrauen schnöde gemißbraucht. . . Sie sind dadurch verbittert und schließlich Menschenfeind

geworden. Aber Sie vergessen, daß Sie sich weder wie ein Timon in einem Thurm in der Wildniß einsperren, noch wie Robinson auf eine wüste, menschenöde Insel zurückziehen können. Sie sind Schriftsetzer. . ."

„Ein alter Schweizerdegen," setzte der Andere mit Ausdruck hinzu.

„Ihr Beruf nöthigt Sie stündlich, jeden Augenblick sich mit den Interessen dieser Menschenrace, die Sie so hassen, zu beschäftigen. . ."

„Aber das ist wider die Verabredung," warf der Andere leidenschaftlich ein, „man suchte in der Officin einen Setzer für fachwissenschaftliche Werke, für Sprachen, Mathematik, Physik und Naturgeschichte. . . Ich trat in die Stelle unter dem ausdrücklichen Versprechen des Factors, mich nie zum Zeitungs- oder Romansatz zu verwenden. . . Es ist nun ein Jahr, daß ich in dieser Offizin arbeite und man ist mit mir zufrieden, der Prinzipal sagte noch neulich, daß ich auf immer bei ihm bleiben könne. Wohl, da ist aber Schneehuhn, dieser unglückliche Mensch, der fortwährend an Magenkrämpfen und Rheumatismus leidet. . . Es ist wahr, vom Burgunder-Trinken und von Gänseleberpasteten-Essen

hat er seine Leiden nicht. . . Er ist eben ein Marterthier, das sechs Junge zu ernähren hat. Und weil ihm diese kleinen, rücksichtslosen Geschöpfe, in denen schon der ganze Raubthieregoismus unserer Race steckt, die Haare vom Kopfe fressen, so überarbeitet er sich bis er liegen bleibt. Was soll ich nun thun? Ich muß sein Stellvertreter werden, sonst schickt ihn der Factor fort und stellt einen Andern ein. Und so ging es mir auch gestern. Der Schneehuhn mußte in dem Augenblicke zu arbeiten aufhören, als er die Local-Nachrichten setzte. . .

Er wurde bleich vor Schmerz und schließlich nach Hause geführt. Vollenden Sie den Satz! sagte der Factor. Verdammt sei diese Arbeit, aber ich that es. . . Und dabei stieg mir die Wuth zum Kopfe und als ich spät Abends fertig war, brannte es mir in allen Adern. . ."

„Und um dieses Feuer des Hasses zu dämpfen, gossen Sie Alkohol, Punsch und Wein darauf." . . unterbrach ihn der Arzt.

Wenzel schnitt eine sonderbare Grimasse:

„Das ist der Trieb der Bestialität."

„Und beim Nachhausegehen," fuhr der Doctor nach einer kleinen Pause fort, „fanden Sie Ihren

kleinen Gast? . . Sie haben gestern Abend nur so flüchtige, abgerissene Worte darüber fallen lassen."

„O, die Geschichte ist sehr einfach. Ich ging aus der Offizin in das Wirthshaus „zum Laubfrosch." Beim Nachhauseweg fand ich das kleine Geschöpf in einer offenen Tonne vor dem Hintergebäude des Gasthofs „zum Elephanten." Ich wickelte es in meinen Rock, nahm es mit und das Uebrige wissen Sie."

„Und was denken Sie mit dem Kleinen anzufangen? Wollen Sie ihn seinen Eltern wieder zurückschicken?"

„Eltern?" knurrte der Bärtige, „Meerkatzen, Hyänen und Rabenbrut wollen Sie sagen! . . Bei den Krokodillen des Nils, eher trage ich ihn wieder in seine Tonne. . . Eltern! . . O, ihr Bestien, Bestien. . ."

„Aber was wollen Sie denn beginnen, wenn ihn die Seinigen zurückfordern?"

„Zurückfordern? Teufel, Sie mögen kommen. Sie finden einen Hund oder eine Katze, die von ihrem Herrn fortgejagt worden ist, Sie nehmen sie mit sich — werden Sie dieselben wieder herausgeben? Ich habe den kleinen Diogenes dort gefunden,

wie man ein herrenloses Ding findet, das sein Besitzer weggeworfen hat und deshalb ist er mein!"

Ueber das ernste Gesicht des Arztes glitt ein leises Lächeln. . .

„Aber wie Sie sich ereifern, lieber Wenzel, Sie geberden sich da, als hätten Sie irgend einen Schatz, eine verlorne Geliebte, einen Edelstein gefunden: Und doch ist es nur ein kleiner, zerlumpter Knabe, ein Geschöpf der Race, die Sie so tief hassen und im Keime vertilgen möchten — Sie Menschenfeind... Aber, wie ich Ihnen schon oft gesagt, Sie sind inconsequent. Ihre Grundsätze und Theorien stehen im grellsten Gegensatz zu Ihren Handlungen. . . Warum haben Sie, Menschenfeind, den kleinen Diogenes nicht in seiner Tonne liegen und erfrieren lassen?" . .

Der Schriftsetzer, welcher während der Rede des Doctors den Blick auf seine Tasse gesenkt hatte, hob rasch den Kopf und starrte den Andern mit dem Ausdruck wirklicher Verblüfftheit an. . .

„Erfrieren . . . lassen . . ." stotterte er . . . „aber das wäre ja ..."

„Das wäre consequent gewesen von Ihrem Standpunkt aus," warf der Doctor gelassen ein. . .

Wenzel gerieth in sichtliche Verlegenheit. Seine Consequenz, seine Grundsätze waren sein höchster Stolz und mit einem Male sah er wie unter dem prüfenden und forschenden Blicke des Doctors seine menschenfeindlichen Principien zu Seifenblasen zu werden drohten. Plötzlich erhob der Schriftsetzer mit stolzer und siegreicher Miene das Haupt.

„Warum ich ihn mitnahm, fragen Sie, Doctor, warum ich ihn nicht erfrieren ließ? . . . Ha, ha .. glauben Sie vielleicht, ich that es aus schwächlicher Humanität, aus weichlichem Mitleid mit dieser Race? .. Glauben Sie, daß ich, Ernst Wenzel, so leicht meine Grundsätze opfere, daß ich vergesse, was die Krokodillenbrut mir Alles gethan? . .“

Und er blickte, die Arme über die Brust gekreuzt, den Doctor, der ihn aufmerksam betrachtete, mit einem imponirenden Blicke an.

„Ich nahm ihn mit, um ihn — ja hören Sie es, Doctor, um ihn in meinen Grundsätzen zu erziehen, um ihn den Haß gegen dieses Geschlecht einzuimpfen, um ihn zu meinem Schüler, zu einem Menschenfeind heranzubilden. . .“

„Um dieses schöne Ziel zu erreichen,“ fuhr der Doctor nicht ohne ein leises, ironisches Lächeln fort,

„um aus diesen kleinen Blondkopf dort, der allmählig munter zu werden scheint und die kleinen Hände aus dem Bette hervorstreckt, einen Timon zu bilden, beginnen Sie seine Erziehung damit, ihm, für den es noch nie ein Weihnachten gab, eine Bescheerung zu veranstalten, in aller Frühe auszugehen, den Drechsler an der Straßenecke aus dem Schlafe zu pochen und eine Schachtel hölzerner Viehheerden, ein Steckenpferd, eine Peitsche und Blechtrompete zu kaufen... Still, still, lieber Wenzel, vertheidigen Sie sich nicht.. Unser Findling wird munter, lassen Sie uns rasch den Baum anzünden und Ihre hölzernen Herrlichkeiten aufstellen. .“

„Gut, gut . . .“ brummte der Schriftsetzer, die Lichter anzündend, „Sie wollen mich mit Gewalt als einen inconsequenten Menschen hinstellen. . . Aber Sie sollen sehen, Doctor, daß der Ernst Wenzel seine Grundsätze hat. . . Hätten Sie einen Blick an die Wand geworfen,“ und er deutete auf die menschlichen Thiergesichter, „so würden Sie keines solchen Gedankens fähig sein. . .“

„In der That drei neue Acquisitionen!“ rief mit leiser Stimme der Arzt, indem er die drei letzten Bilder der untersten Reihe betrachtete. . .

„Ich bitte Sie, wo treiben Sie nur alle diese wunderlichen Carricaturen auf. . . Wo haben Sie z. B. dieses lüsterne Fuchsgesichte im Domherrnkleide entdeckt . .?“

„Ein Geschenk unseres Redacteurs. . .“

„Von Hardungen?“ frug der Doctor, „läßt er sich denn wieder in der Offizin blicken, der Troglodyte, ich habe ihn in zwei Wochen nicht gesehen...“

„Es war vorgestern, als ich ihn sprach. . Doch sieh da, sieh da, unser kleiner Diogenes ist munter geworden.“

Der kleine Hans saß aufrecht im Bette und schaute mit blinzelnden Augen und den Ausdruck tiefster Verwunderung auf den leuchtenden Tannenbaum und die Christbescheerung.

Die blonden Haare fielen wirr über seine offene Stirn, von seinen Wangen glänzte jenes frische, duftige Roth der Kinderwange, das seinen Glanz von der Rose geliehen zu haben scheint und seine Händchen hatten sich unwillkürlich wie zum Gebet in einander gefaltet. . . Sein Nachtgewand war etwas wunderlicher Art. Als ihn Wenzel gestern Abend entkleidet und zu Bette gebracht, hatte er dem Kleinen eine seiner weißen, wollenen Unterjacken ange-

zogen, die das Kind von den Schultern bis zu den Fußspitzen einhüllte.

Regungslos, mit zurückgehaltenem Athem betrachteten die beiden Männer das staunende Kind, welches seine Blicke unaufhörlich von einem Gegenstand zum andern schweifen ließ, von dem funkelnden Christbaum zu den bunten, glänzenden Spielsachen und von dem Spielzeug zu den beiden fremden Männern. . .

Wenn auch unter wüsten, rohen Menschen aufgewachsen, so war der kleine Hans doch ein kluges, verständiges Kind... Als er rings um sich das goldene Lichtmeer, die flimmernden Spielsachen, diese vielen, glänzenden Herrlichkeiten des Christbaums und die beiden fremden Männer erblickte, da dämmerte eine Erinnerung in seiner Kinderseele. . .

Es war an dem Morgen, da die kleine, bleiche Marie, seine Gespielin, begraben worden war. Als die Männer das todte Kind in den schwarzen Sarg gelegt und fortgetragen hatten, da hatte er die Mutter der kleinen Marie gefragt: „Du, kommt die Marie bald wieder?“ Da hatte die Mutter weinend mit dem Kopfe geschüttelt und dem Kinde die Ant-

wort gegeben: „Nein, Hans, die Marie ist hinauf zum lieben Gott gegangen.“

Darauf hatte er die Frau gefragt, wie es da droben aussehe? Und da hatte ihm die Mutter der Marie, die eine arme aber brave Frau war, erzählt, wie schön es oben im Himmel beim lieben Gott wäre, wie da die Engel mit den kleinen Kindern spielten und viele, viele tausend Lichter dort oben flimmerten... Wie der liebe Gott aussehe, hatte er sie dann noch gefragt? Und da hatte sie ihm nach ihrer Weise eine Beschreibung gemacht und dem Kinde den lieben Gott geschildert, wie sie ihn auf dem Altargemälde der Kirche abgebildet gesehen, mit milden Zügen und langem, wallendem Barte. . .

Als sich der Kleine nun jetzt in der lichtumflossenen Welt sah, den glänzenden Baum, die Spielsachen und den bärtigen Mann erblickte, da kam ihm jene Erinnerung in die Seele und indem sich das Kind in dem Bette aufrichtete, frug es Wenzel mit seinen großen blauen Augen aufmerksam betrachtend:

„Nicht wahr, Du bist der liebe Gott . . . der die schönen Engel und Spielsachen und Lichter hat?“

Wenzel und der Doctor wechselten einen erstaunten Blick. Die Frage klang so überraschend in des

Kindes Munde. .. Der Arzt näherte sich dem Bette und die Hand des Kleinen ergreifend, der ihn mit forschendem Blicke ansah, sprach er mit jenem milden, wehmüthigen Lächeln, welches seinem sonst so ernsten, düsteren Gesichte einen gewinnenden Ausdruck gab:

„Der liebe Gott sagst du? Nein, mein Kind, der ist dort droben, wo die Sterne flimmern, da oben hoch über dem Himmel. . . Wir aber sind noch auf der Erde. . . Aber wie heißt du denn?“ setzte er nach kurzer Pause hinzu.

„Hans,“ antwortete der Knabe mit lauter Stimme, „aber wer bist du? Heißt du auch Hans oder Fritz, wie der Vetter . . . . der mich immer so schlägt, wenn ich essen will?“

Wenzel, der mit einem gewissen eifersüchtigen Gefühl die kurze Unterhaltung zwischen dem Doctor und dem Kinde beobachtet, konnte sich nicht länger zurückhalten. . .

Den Doctor bei Seite drängend und die kleinen Hände des Bübchens ergreifend und sie mit seiner kräftigen Rechten umspannend, rief er aus:

„Eine Bestie ist er, eine Meerkatze, eine Hyäne, aber kein Vetter. . Wie heißt das Thier, Fritz sagst du? Und er schlug dich, wenn du hungrig warst

und essen wolltest, bei allen Krokodillen des Nils, wenn er mir einmal unter die Hände läuft, ich werde ihm lehren, was man thun muß, wenn ein armes, kleines Kind Hunger hat."

Und in seiner Empörung gegen den Vetter preßte er die Hände des Knaben, daß diesem unwillkürlich ein leiser Schmerzensruf über die Lippen glitt.

„Aber Sie thun dem Kleinen weh, lieber Wenzel," sprach der Doctor, „Sie glauben wohl die Hände des Vetters zu drücken. . . ."

„Habe ich dir wehe gethan, mein Kind," rief Wenzel bestürzt, „schmerzt es dich . . . da, da," und er hielt dem Kinde seinen Kopf hin, „raufe mich, zause mir die Haare, rupfe sie mir einzeln aus . . . mir Tölpel, der dir die Händchen zerquetschte, mein armer, kleiner Hans."

Aber das Kind lachte schon wieder.

„Es thut nicht mehr weh . . . gar nicht . . und ich will dich nicht raufen. . ."

Ueber Wenzel's verwitterte Züge flog ein Lächeln, ein seltner Gast in diesem Gesicht, wie ein heiterer, glänzender Sonnenstrahl.

„Es ist ein Engel von einem Kind, Doctor," raunte er dem Arzte zu, der mit tiefer Theilnahme

die Scene betrachtete, „o, der gehört nicht zu der Race, zu der Hyänenbrut. . Nicht wahr, Hans, du bleibst bei mir?“

Der Kleine besann sich einen Augenblick und frug dann:

„Aber wenn mich nun die Muhme holt oder der Vetter Fritz?“

„Sie sind fort“ — antwortete Wenzel wieder mit auflodernder Entrüstung bei der Erinnerung an den Vetter, „weit fort, sie kommen nicht wieder... du bleibst immer bei mir, ich bin jetzt dein Vetter.“

„Und darf ich dann mit den schönen Sachen dort spielen?“

„O, Doctor, was ich doch für eine Meerkatze bin,“ und der Schriftsetzer schlug sich mit komischer, verzweifelnder Geberde vor die Stirn, „stehe ich hier und quäle das arme Bübchen mit allerlei Albernheiten, während hier der Christbaum brennt und die Schafe und Pferde in Reihe und Glied aufmarschirt stehen. Da, mein Junge, nimm, greife zu, es ist Alles dein. . .“ Und er hob den Knaben aus dem Bette und setzte ihn auf das Sopha dicht vor

den Weihnachtstisch mit dem Christbaum und den Spielsachen. . .

Das Kind warf leuchtende Blicke über die Bescheerung. Dann klatschte es freudig mit den Händen und rief:

„Ach, nun hungert mich gar nicht mehr . . nun will ich auch kein Brod.“

Ein schallendes Geräusch, wie das einer derb niederfallenden Ohrfeige, unterbrach das Kind. . .

Es war Wenzel, der sich selbst ohrfeigte und dabei wüthend ausrief:

„O ich Bestie, ich Vieh, ich Meerkatzengesicht!“

Das Kind warf einen ängstlichen, scheuen Blick auf den neuen, bärtigen Vetter und rückte nach der Seite hin, wo der Doctor stand, der gleichfalls überrascht von diesem Ausbruch sich selbstprügelnder Wuth seinen Nachbar mit bedenklich-forschenden Blicken betrachtete. . .

„Aber was ist Ihnen denn, Wenzel? . . . Was sollen diese merkwürdigen Selbstgeißelungen bedeuten? . . . Sie erschrecken das Kind . . es wird nicht

lange dauern und der Kleine wird anfangen sich vor Ihnen zu fürchten, wie vor dem Vetter Fritz."

Bei diesen Worten wurde der Schriftsetzer mit einem Male steif und unbeweglich wie eine Bildsäule und indem er seine Stimme zum leisesten Flüstertone herabstimmte, lispelte er:

„Vor mir fürchten, Doctor . . . nicht wahr, das ist wohl nur Ihr Scherz. . . Nicht wahr, Hans, du fürchtest dich nicht vor mir. . . Aber, Doctor, bin ich nicht auch eine Bestie gegen das Kind? Haben Sie gehört, was der arme Wurm sagte? er wolle nun auch kein Stückchen Brod haben und es hungere ihn gar nicht mehr. Ich, Bestie, ich habe mir schon den Magen mit Kaffee und Semmeln vollgestopft und das arme Geschöpf da, das in vierundzwanzig Stunden keinen Bissen gegessen, lasse ich hungern. . . Aber, da, da, mein Kleiner, iß und trink, iß tapfer darauf los bis auf das letzte Krümchen." Und er schob dem Kinde einen Teller voll Kuchen und eine große Tasse warme Milch hin. . .

Ueber des Doctors ernste Mienen zuckte wieder jener Strahl wehmüthiger Freude und eine tiefe Rührung blitzte aus seinen Augen. . .

„Lassen Sie uns Freunde bleiben, Wenzel," sprach er, dem Schriftsetzer die Hand drückend, „Freunde für's Leben und drüber hinaus. . . Wußte ich auch längst, was für ein Herz unter der rauhen Hülle schlägt, dieser Weihnachtsmorgen hat mir es in seinem ganzen Werth gezeigt. . . Wehren Sie nicht ab, Wenzel . . . Männer, wie wir, sagen sich nicht leere, nichtige Schmeicheleien, wie süß duftende Lassen sie coquetten Frauen in's Gesicht werfen. . . Sie sind ein braves Herz, Wenzel. . ."

„Aber ich begreife Sie nicht, Doctor. . . Deshalb, weil ich das Bürschchen nicht verhungern lassen will. . . Sie glauben wohl gar, es geschehe aus . . . aus . . . nun aus irgend etwas, mögen Sie es nun Mitleid, Menschlichkeit oder wie das dumme Zeug sonst heißt, nennen. . . Großer Irrthum, bei den Krokodillen des Nils! Purer Egoismus, Doctor, bei allen Bestien der Urwälder. Soll ich meinen Zögling, meinen Schüler, dem ich meinen Haß gegen diese menschliche Race einimpfen will, Hungers sterben lassen? . . Es wäre das eine blödsinnige Inconsequenz. . . Aber nun lange zu, mein Junge, iß und trink nach Herzenslust."

Der Kleine biß tapfer in den Kuchen. . .

„Ihr Zögling," wiederholte der Doctor. . . „Es ist wahr, Sie haben das erste Recht auf das Kind, das Sie einem sicheren Tode entrissen. . . Aber nicht wahr, mein Freund, Sie gestehen mir wohl auch ein kleines Anrecht auf den Kleinen da zu. Nun darüber wollen wir heute oder Morgen das Nähere bereden. Der Tag ist angebrochen und mein Beruf beginnt. . . Auf Wiedersehen, mein Freund, lebewohl, mein Kleiner. . ."

Schon an der Thür kehrte er noch einmal um.

„Noch ein Wort, lieber Wenzel. Wohnt Hardungen noch in seiner alten Wohnung?"

„Ich glaube, Doctor. . ."

„Ah, da hätte ich doch bald noch Eins vergessen. . . Der Kleine da braucht einen Feiertagsanzug. Wenn ich ausgehe, will ich in dem Kleiderladen unten an der Ecke etwas für unsern jungen Menschenfeind zusammensuchen. Lassen Sie dann das Bündelchen holen. . . Und nun noch einmal adieu, adieu!"

Wenzel drückte dem Doctor energisch die Hand.

„Bei allen Krokodillen des Nils, Doctor," schwur

er, die Linke pathetisch empor streckend, „unter allen den Meerkatzen, die auf unserm Erdball mit Menschengesichtern herumkriechen, sind Sie das einzige Individuum, welches ein Herz in der Brust hat. . . Ich bin eine Bestie, eine wilde Bestie, Doctor — aber verlangt von mir, was Ihr wollt — ich gehöre Euch im Leben und Sterben. —“

Drittes Kapitel.

Magdalena, die Büßerin.

In einem mit zartem Geschmack ausgestatteten Boudoir saßen am Spätnachmittag des ersten Weihnachtstags, dessen Morgen wir in dem Mansardenstübchen des Schriftsetzers Wenzel feierten, zwei junge Frauen in leiser, fast flüsternder aber lebhafter Plauderei begriffen. . . Die ältere derselben, deren Haupt in der auf den Rand des Fenstertisches ruhenden Hand lag, war die Frau vom Hause, die Ministerialräthin Mathilde von Olbers, die jüngere, auf einem niedrigen Schemel ihr zu Füßen sitzende, ihre Base Linda von Olbers. . .

Jetzt verstummte das Gespräch auf einen kurzen Moment und die Blicke der Frau von Olbers richteten sich auf ein Gemälde, das in breitem, glänzendem Goldrahmen ihr gegenüber an der Wand hing. . .

Die letzten trüben Lichter des Wintertags fielen auf das Bild, welches einen bekannten Vorwurf aus der biblischen Geschichte: eine büßende Magdalena darstellte. . . Einem Fremden mochte das Gemälde in dem Gemach einer Frau etwas auffällig erscheinen, zumal, da es das einzige Bild im ganzen Zimmer war. Indessen trat man näher an das Gemälde, so wurde sein Dasein an diesem Orte weniger befremdlich. Denn wer ein scharfes Auge hatte, konnte auf einem der bräunlichen Felsenstücke, welche den Hintergrund bildeten, die Worte lesen: Mathilde v. Olbers pinx: 185. . . Die Dame war also selbst die Malerin; freilich nur die einer Copie, denn das Original befand sich in dem großen königlichen Museum und war die Schöpfung eines berühmten Künstlers. . .

War es Zufall oder lag eine feine Coquetterie der copirenden Künstlerin zu Grunde — einem genauen Beobachter mußten unwillkürlich gewisse Aehnlichkeiten in den Zügen der Magdalena und der Ministerialräthin auffallen. . . Die Linien um den Mund, die Form der Stirne, die Augen, gaben dem Bilde eine überraschende Aehnlichkeit mit dem Portrait der Frau von Olbèrs. . .

Vor Allem die Augen! Es waren schöne, große, braune Augen von langen, dunklen Wimpern überschattet. Was aber diesen Augen einen ganz eigenthümlichen Zauber verlieh, das war der Ausdruck eines gewissen Schmerzes, verbunden mit dem eines sehnsüchtigen, zärtlichen Verlangens nach einem entschwundenen Glück, der in ihnen lag. Es waren die Augen einer büßenden Magdalena, an deren Seele der heimliche, scharfe Zahn der Reue über ein verlornes Leben nagt und zugleich die Augen einer Hero, die mit sehnsüchtigem Verlangen auf dem Geliebten harrt. . .

Eine leichte Blässe, von jener fast ätherischen Durchsichtigkeit, wie sie manchen Blondinen eigen ist, lag auf den Zügen der jungen Frau, die, ohne regelmäßig schön zu sein, den Blick des Betrachtenden durch das Geheimniß fesselte, das man hinter diesem zarten, blassen Antlitz mit dem romantisch-schwärmerischen Zug um den Mund und hinter den braunen, leidenschaftlichen Augen suchte. . .

„Stolzes Herz,“ flüsterte die junge Frau, die Augen von dem Gemälde auf das junge Mädchen zu ihren Füßen richtend, „diese Ideale träumt man sich mit achtzehn, neunzehn Jahren, bist du erst so

alt, wie ich, dann wirst du finden, daß man solche Männer wohl in Romanen und Dramen, aber nicht in der Wirklichkeit findet."

Linda erhob lächelnd ihr Haupt.

„So alt wie du? — Kehrt die Weisheit und Erkenntniß des Salomo, daß Alles eitel und nichtig bei uns Frauen schon mit fünfundzwanzig Jahren ein? . . Oder willst du Schmeicheleien von mir? O, Mathilde, wie coquett du bist. . ."

„Still, kleine Schwätzerin," und Mathildens feine Hand mit der fast durchsichtigen Weiße legte sich auf den blühenden, stolz und keck geschnittenen Mund ihrer Base, „und glaube meinen Worten, meinen Erfahrungen, die ich vielleicht mit manchem Schmerz meines Herzens erkaufte, mit mancher Illusion bezahlte, die dich aber vor mancher Täuschung bewahren werden. . ." Und sie hauchte einen Kuß auf die Schläfe des jungen Mädchens. . . Linda blickte überrascht auf und strich sich mit der Hand leicht über die Stirne. Es war ihr, als sei eine heiße Thräne auf sie geträufelt. Daß Mathilde nicht glücklich war, daß sie sich in Mitten des glänzenden Lebens, welches sie umgab, oft recht traurig und schwermüthig fühlte, das ahnte Linda, ohne

daß Mathilde je mit ihr über den geheimen Grund ihres Schmerzes gesprochen. . . Daß ihr aber der Gram so tief im Herzen saß — so glühend ihre Seele brannte, wie es die heiße Thräne verrieth, das hatte Linda nicht geglaubt. Sie hatte den Hauptgrund der verschleierten Schwermuth Mathildens mehr in selbstgeschaffenen Quälereien, Täuschungen und Einbildungen gesucht — diese Thräne aber verrieth ihr, daß in dem Herzen ihrer Cousine ein wirklicher, scharfer Schmerz mit spitzem Stachel wühle. . .

Doch konnte es wohl auch eine Täuschung sein...

Mathilde lächelte ja, als sie Linda's forschendes Auge auf sich gerichtet sah, und es war kein erzwungenes, sondern ein recht natürliches Lächeln, mit dem sie fortfuhr:

„Doch was rede ich da, mein Kind. . . Ich erschrecke dich und betrübe dich durch meine Alt-Weiberklugheit. . . Du hast Recht, Linda, glaube mir nicht, lebe fort in deiner Welt der Illusion, freue dich an den Rosen, die dir dein junges Herz in dem Garten des Lebens zeigt und erzähle mir, wie du dir den Mann deines Herzens träumst. . .“

Linda richtete sich langsam auf und strich mit

leisem Lächeln die dunklen Flechten, welche ihre kluge, helle Stirn umrahmten, zurück. . .

„Du willst mich plaudern lassen, wie man ein Kind plaudern läßt, dessen naive Erzählungen man lächelnd anhört, ohne ihnen mehr Glauben und Aufmerksamkeit zu schenken, als nöthig ist, um es nicht weinen zu machen. . . Aber ich bin achtzehn Jahre gewesen, Mathilde, ich bin kein Kind mehr, ich werde . . .“

„In einem halben Jahre eine verheirathete Frau sein,“ fiel ihr Mathilde lächelnd in's Wort. . .

Ein Schatten flog über Linda's Stirn. . .

„Wer sagt das?“

„Hast du den Scherz meines Mannes von neulich, als wir im Theater waren, vergessen?“

Linda's Wangen färbten eine leise Röthe. . .

„Dein Mann, liebe Base, ist ein recht verständiger, kluger, welterfahrner Mann, aber wenn er auch Alles versteht, so wird er doch — du nimmst mir das nicht übel, Cousine, etwas nie verstehen lernen: den Flug eines schwärmerischen Frauenherzens nach der Sonnenhöhe des Ideals. . .“

Mathilde antwortete nicht, aber sie senkte das Haupt nachdenklich auf die Brust und ein leiser

Seufzer rang sich aus ihrem Busen los; Linda aber redete erregt weiter:

„Mein Vetter betrachtet Welt und Menschen nur von seinem klugen Standpunkt aus. . . Er glaubt, daß ein Mädchen von achtzehn Jahren und mit einigem Hab und Gut . . .“

„Mit drei Rittergütern,“ schaltete Mathilde ein, indem sie sich lebhaft mit der Hand über Stirn und Augen strich und sichtlich Zwang anthat, einen wachgerufenen Gedanken zu ersticken. . .

„Daß, sage ich, ein junges Mädchen kein eiligeres Geschäft hat, als sich zu verheirathen. . . Von diesem Standpunkt aus betrachtet er Alles, beurtheilt jede ihrer Mienen, Geberden, Handlungen. . .

„Und vor Allem ihre Bewunderung,“ unterbrach sie Mathilde, die sich in einen forcirten ironischen Humor zu versetzen suchte, „vor Allem die Bewunderung, welche sie einem jungen, kecken, vielleicht rücksichtslosen Manne zollt. . .“

„Keck, rücksichtslos nennst du das, Mathilde? . . O, mein Gott, wie verschieden doch die Begriffe sind. . . . Ich, Cousine, nenne es kühn, muthig, männlich. . . Würdest du, Mathilde, wenn du ein Mann wärest, nicht ebenso gehandelt haben? Ver-

gegenwärtige dir nur den Vorfall. Eine Dame, jung, schön, elegant in ihrer Erscheinung, tritt in eine Loge, in welcher sich schon sieben bis acht Herren und Damen befinden. Kaum hat die Dame ihren Platz eingenommen, so nähert sich ihr einer der Herren und ersucht sie so laut, daß es alle Anwesenden hören, die Loge zu verlassen, indem sie andern Falls die Uebrigen zwingen würde, dies zu thun. . . Die Dame erbleicht und blickt den Aufforderer bestürzt und lautlos an. Aber noch ehe eine weitere Erklärung erfolgt, tritt ein Mann, der bishin im hintersten Winkel der Loge gesessen, zu dem Beleidiger der Fremden, faßt ihn beim Kragen und wirft ihn mit den Worten: „Herr, ich will Ihnen die Ausführung ihres Vorhabens erleichtern," zur Logenthüre hinaus... Darauf großer Tumult und Lärm. Einige der Frauen fallen in Ohnmacht und die Eine springt wie eine Megäre empor und ruft dem Schließer zu, seit wann es im Opernhause Sitte sei, dem Straßenpöbel die ersten Ranglogen zu öffnen. . . Doch was erzähle ich dir das Alles noch, du kennst die Antwort, die ihr darauf wurde, und den Schluß dieses Auftritts ja ebenso gut wie ich. . ."

Linda schwieg. Ihre Schläfe klopften, eine leb-

hafte Röthe färbte ihr sonst etwas blasses Gesicht und ihre Augen blitzten vom Feuer innerer Erregung. . .

Mathilde zog schweigend die Linke des jungen Mädchens an ihre Lippen und hauchte einen Kuß darauf. . .

„Wie deine Hand brennt und deine Augen blitzen... Kind, Kind, welch' heißes Blut durch deine Adern rollt. . . Dank dem Himmel, daß du kein Mann geworden. Mit deinem leidenschaflichen, stolzen, unbeugsamen Wesen würdest du aus Händeln und Verdrießlichkeiten aller Art nicht herauskommen. . .“

„Wenn ich es doch wäre, ein Mann! Nicht einer von denen, die sich schmiegen, bücken, drücken, die da ängstlich herumkriechen und nach den Augenwimpern des Andern aufgucken. Nein, meine Mathilde, solch ein furchtsames Wesen flößt mir Verachtung ein. Herrschen müßte ich über sie, durch kühne Thaten ihre Bewunderung erregen, und wenn ich auch das nicht erringen könnte, so sollten sie mich wenigstens fürchten. . .“

„Aber weißt du denn, liebe Freundin,“ frug Mathilde mit einem leisen Beben der Stimme, „wer

jene Dame war, für die der Held deiner Träume sich zum Ritter aufwarf?“ . .

„Der Held meiner Träume? Mein Gott, Mathilde, wie lyrisch du dich ausdrückst. . . Meinst du wirklich, daß sich ein junges Mädchen stets in den Mann, an welchem ihr irgend etwas, ein Charakterzug, eine Handlung oder sonst was gefällt, verlieben müsse? . . Ich kenne noch nicht einmal seinen Namen oder habe ihn schon wieder vergessen. . . Nur von deinem Manne hörte ich, daß er ein Advokat sei, der zugleich eine vielgelesene Zeitung schreibe. . . „Was weiß ich, ich lese ja keine politischen Journale. . .“

„Hardungen heißt er, . . . er ist Redacteur der Tribune, eines der verbreitetsten Journale der Hauptstadt. . .“

„Was kümmert es mich,“ warf Linda gleichgültig hin, „mich interessirte nur seine rasche, kühne That, der Mann selbst ist mir gleichgültig, wie hier die Figur auf deinem Nipptische. . . Doch du sprachst da von der Dame,“ setzte sie etwas lebhafter hinzu, „weißt du, wer sie war?“

„Du wirst sie auch kennen, wenigstens par renommeé. Selma Schütz heißt sie. . .“

„Wie, es ist die Schauspielerin?“ . .

„Sie selbst. Noch vor zwei Jahren war sie an der hiesigen Bühne engagirt und damals sowohl wegen ihrer Kunst, als Schönheit eine gewisse Stadtberühmtheit. Einige fatale Geschichten, die sich aber damals ereigneten, besonders einige Duelle, zu denen sie die Veranlassung gegeben haben soll, erregten ein solches Aufsehen, daß sie sich veranlaßt fand, die Bühne zu verlassen. . . Vor Kurzem ist sie nun wieder hierher zurückgekehrt und ihr erstes Erscheinen im Theater verursachte jene Scene.“

„Aber daran war sie wenigstens unschuldig. . . Kann man sie für die Ungezogenheit jener Andern verantwortlich machen. . .“

Mit einer strengen und zugleich traurigen Geberde und Miene antwortete die junge Frau:

„Du bist sehr nachsichtig, Linda. Das Leben dieses Weibes birgt viele, viele Verwirrungen. . . Das Aergerniß, welches sie gegeben — kommt von ihrer Vergangenheit — darf sie einem Andern die Schuld beimessen. . . Kennst du nicht das Wort: Wehe dem, von welchem Aergerniß kommt?“

Linda blickte überrascht, betroffen auf ihre Cousine. Mathilde hatte die Augen nach dem Bilde,

droben an der Wand, aufgeschlagen und blickte unverwandt nach der Gestalt der Büßerin... Ein geheimer Schmerz zuckte über ihre feinen, blassen Züge, ein leiser Schauer ließ ihre Gestalt erbeben.... So tief ergriffen hatte Linda ihre Base noch nie gesehen, noch nie ein so herbes Urtheil aus ihrem Munde gehört... Eine ängstliche Verwirrung ergriff das junge Mädchen, welches ahnte, daß die letzten Worte ihrer Freundin einen leisen Bezug auf sie selbst enthielten und vielleicht weniger der Schauspielerin, als ihr — Mathilden selbst — galten. Sie schlang ihren Arm um den Nacken der Freundin und indem sie deren Haupt an ihren Busen zog, flüsterte sie beklommen:

„Fühlst du dich krank, Mathilde, soll ich den Arzt rufen lassen, oder beängstigt dich sonst etwas?“

Mathilde schüttelte leise das Haupt und schmiegte sich, zitternd vor innerer Erregung, in die Arme und an den Busen der Freundin...

„Es ist Nichts ... bleibe bei mir ... eine Nervenschwäche, die bald vorübergehen wird...“

Eine stumme, minutenlange Pause folgte diesen kaum hörbar hingeflüsterten Worten Mathildens...

Es klopfte leise an die Zimmerthüre...

Eine Dienerin trat ein.

„Der Herr Geheimerath läßt fragen, ob er den Damen seinen Besuch machen dürfe..?“

Linda blickte ihre Cousine fragend an. . .

Mathilde richtete sich langsam auf, strich, wie aus einem bösen Traum erwachend mit der Hand über Stirn und Scheitel und antwortete mit matter Stimme:

„Mein Mann wird uns stets willkommen sein... Doch zünde erst die Lichter an, Sophie.“

„Ich störe doch nicht, meine Damen, wenn ich Sie in Ihrem Allerheiligsten aufsuche, . . .“ lächelte bei seinem Eintritt Herr von Olbers, ein feiner, gewandter Mann mit etwas kühlen Zügen, die sich nicht leicht in Aufregung bringen ließen. Nur um die Mundwinkel zogen sich zwei Linien, welche verriethen, daß auch dieser glatte, kühle Mann seine Leidenschaft und seine verwundbare Ferse habe. . .

Diese Linien und die coquette, auffallende Art, mit welcher er das rothe und das blaue Bändchen an seinem Fracke trug, ließen in Herrn von Olbers einen jener ungefährlichen Ehrgeizigen erkennen, welche nicht darnach begehren, ihren Namen durch gewonnene Schlachten, große Eroberungen, Revolutionen

oder sonstige Staatsactionen, durch Erfindungen, Entdeckungen und unsterbliche Leistungen auf dem Gebiete der Literatur oder Kunst in das Buch der Geschichte einzutragen. Kleine Intriguen, große Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten gegen allerhöchste Personen, mittelmäßiger Fleiß und Begabung für seinen Beruf, das waren die Mittel, mit denen er seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchte, seinen Ehrgeiz, dessen Ziele bunte Ordensbänder und volltönende Titel waren.

„Mein Vetter,“ nahm Linda für Mathilde das Wort, „bringt so viele interessante Neuigkeiten, daß er mir stets willkommen sein wird.“

„Ah, Sie kleine Spötterin,“ lächelte Herr von Olbers, seiner Base galant die Hand küssend, „also nur deswegen. . . Aber warten Sie, warten Sie. Ich werde mich rächen und zwar auf der Stelle. . . Und wissen Sie wie? Dadurch, daß ich Ihnen eine sehr pikante Neuigkeit erzähle. . .“

Herr von Olbers, der allerdings gern Neuigkeiten, besonders, wenn sie etwas boshafter Natur waren, mittheilte, blinzelte bei diesen Worten seine Base Linda mit einem ironischen Lächeln an und fuhr dann fort:

„Sie erinnern sich doch noch, meine Damen, des Vorfalls im Theater, ich glaube es war vor vier oder fünf Tagen, jenes Scandals, welchen die Schauspielerin verursachte — nun mein Gott, wie heißt sie doch gleich, der Name schwebt mir auf der Zunge. . . Richtig, Schütz, Selma Schütz. . .“

Mathilde, die bis dahin gleichgültig, fast theilnahmlos dem Wortgefecht zwischen ihrem Manne und Linda zugehört, wechselte mit ihrer Base einen raschen, erstaunten Blick. . .

Ein flüchtiges, unwillkürliches Erröthen zog über Linda's Wangen. Auch die junge Frau wurde befangen und verlegen und warf einen forschenden Seitenblick auf ihren Mann.

Sollte er ihr eben geführtes Gespräch, welches so schmerzliche Gefühle im Herzen der jungen Frau geweckt hatte, belauscht haben? . . Doch Herr von Olbers blickte so unbefangen, und nur auf die Wirkung seiner Neuigkeit gespannt, drein, daß Mathilde diesen Verdacht sofort aufgab. . .

„Meine schöne Base Linda,“ fuhr Herr von Olbers boshaft lächelnd fort, „wird sich wohl noch der enthusiastischen Theilnahme erinnern, welche sie für jenen jungen Mann aussprach, der sich in so

ganz mittelalterlich-ritterlicher Weise zum Vertheidiger der schönen Schauspielerin aufwarf?"

Linda, welche mit ihrem Vetter, über dessen spöttelnde, boshafte Manier sie sich oft ärgerte, häufig in Wortkrieg gerieth, blickte diesmal wider ihre Gewohnheit gelassen, die Achseln zuckend Mathilde an, lächelte und nickte ihrem Vetter fortzufahren...

„Sie erinnern sich also noch," sprach Herr von Olbers weiter, „der Begeisterung, mit welcher Sie die kühne Mannesthat des Herrn Hardungen priesen. . ."

„Vetter, unterbrach den mit boshafter Behaglichkeit Plaudernden plötzlich Linda mit ernsthafter Miene, „Vetter, Sie wissen es gewiß schon, daß Sie auf der Namensliste derer stehen, die beim nächsten Ordensfeste zu Neujahr dekorirt werden."

Herr von Olbers, an seiner erregbarsten Seite berührt, vergaß mit einem Male seine Neuigkeit, stutzte, reckte den Hals neugierig lauschend vor und stotterte eilig fragend:

„Kind, reden Sie, wissen Sie vielleicht etwas Bestimmtes. . . Sie sind mit der Tochter des Hofmarschalls von Blinzen bekannt . . . sollte vielleicht der Marschall eine Andeutung. . ."

Er stockte und streckte flehend die Hand aus, um die Zunge des jungen Mädchens zu lösen. . . Ueber Linda's Gesicht zuckte es wie Wetterleuchten, nur mit Mühe hatte sie ihr Lachen unterdrückt, jetzt aber brach es so frisch und lebhaft aus, daß selbst Mathilde davon angesteckt wurde. . . Dem Geheimerath, der nun wohl merkte, daß Linda ihm wieder einmal düpirt, blieb nichts übrig, als mit verdrießlicher Miene einzustimmen. . .

„Verzeihen Sie mir, Vetter," bat noch immer unter Lachen das muthwillige Mädchen, „aber Sie sahen, als Sie eben Ihre piquante Neuigkeit erzählten, so glückselig aus, daß sich mir der Gedanke von dem Orden mit aller Macht aufdrängte. Sie wissen ja, es giebt Menschen, die, wenn sie am glücklichsten, plaudern müssen. . ."

„Linda!" flüsterte Mathilde, welche den Verdruß ihres Mannes merkte, dem jungen Mädchen zu. . .

Doch Herr von Olbers war schon wieder vollkommen seiner Herr. . .

Und indem er mit zäher Hartnäckigkeit wieder auf den früheren Gegenstand zurückkam, fuhr er Linda scharf fixirend fort:

„Piquant ist die Geschichte nicht nur, sie ist auch sehr moralisch. Ohne Ihre spaßhafte Unterbrechung würden Sie schon das Ende wissen. Ihr Held, der Advocat Hardungen, schien, als er sich der Dame so tapfer annahm, zu wissen, daß diese gegen solche Ritterdienste nicht gleichgültig ist. Seit drei Tagen ist dieser Herr Hardungen der erklärte leidenschaftlich angebetete Paladin der schönen Schauspielerin und heute Nachmittag sah man Beide in einer Equipage um die Promenade fahren. . .“

„Aber, Albert, wozu das Alles . . . was kann uns dies interessiren, was kümmert uns die Schauspielerin und der Advocat Hardungen . . .“ meinte Mathilde, deren Auge nicht entgangen, wie bei den letzten Worten ihres Gatten eine dunkle Wolke des Unmuths Linda's Stirn verdüsterte. . .

Herr von Olbers, welcher dieselbe Wahrnehmung gemacht, wendete sich mit einem eigenthümlich zufriedenen Lächeln gegen seine Gattin, zuckte die Achseln und spöttelte dann, während er sich bequem in die Ecke des Divans setzte:

„Mein Gott, es ist nicht des Interesses wegen, das man an diesem Menschen nimmt, sondern nur um auf dem Laufenden zu bleiben, wie die Kauf=

leute sagen. Und frägt dich zum Beispiel heute Abend in der Oper eine Bekannte nach der neusten Neuigkeit, so kommst du nicht in Verlegenheit."

Mathilde lächelte über dieses Selbstironisiren ihres Mannes, Linda aber sprach zu ihrer Cousine sich wendend mit einem Tone, aus welchem die innere Erregung, wenn auch unterdrückt und versteckt, hervorklang:

„Es ist doch ein kleinliches Geschlecht, dieses Menschenvolk unserer Zeit. Nichts als niedrige, an der Erde klebende schmutzige Schlingpflanzen, in welchen sich der Fuß verwirrt, kein einziger stolzer Baum, der kühn und frei zum Himmel hinaufstrebt. . ."

„Was wollen Sie, gnädigste Cousine? Die Cedern des Libanon stehen nicht mehr und sind gefällt von der Axt oder dem Wurme. Das ist der Lauf der Welt. . . Die Zeit der großen, stolzen Eichen ist vorüber, nur das kleine Gesträuch ist's, das gedeiht. . ."

„O! sehr wahr, nur zu wahr, Herr Vetter. . . Klein, sehr erbärmlich klein ist das Gesträuch. . . Aber ich habe Kopfweh, Mathilde, verzeihe, wenn ich gehe . . . ich will versuchen, ob ich auf meinem

Zimmer einen Augenblick schlummern kann.“ Und das junge Mädchen umarmte ihre Cousine und küßte dieselbe mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit auf Stirn und Wangen. . . Frau von Olbers erwiderte diese Liebkosungen mit gleicher Herzlichkeit und indem sie ihren Mund dicht an das Ohr des jungen Mädchens legte, flüsterte sie ihr zu:

„Beruhige dich, mein süßes Herz, du kennst ja seine Art. . . Im Grunde denkt er doch nicht so und er liebt es nun einmal zu übertreiben, zu carrikiren. . .“

Um Linda's Mund zuckte ein kaum merkliches, stolzes Lächeln, dann strich sie leicht mit der Hand über die Stirn und empfahl sich mit einem kühlen Gruß ihrem Vetter. . .

Herr von Olbers blickte ihr mit einem schlauen Lächeln nach. . .

„Du hast ihr wehe gethan, sie in ihren Lieblingsideen gestört und verletzt, Albert,“ kehrte sich Mathilde mit leichtem Vorwurf in Stimme und Geberde gegen ihren Gatten, als sich die Thür hinter Linda geschlossen hatte. . .

Der Geheimerath nickte selbstzufrieden und rieb sich mit einem behaglichen Gefühl die Hände. . .

„Hab' ich das, mein Kind, meinst du wirklich? .. Und glaubst du, daß ich unsere kleine Schwärmerin kurirt habe... Ah! das wäre ein schnelleres und günstigeres Resultat, als ich hoffte..."

Die junge Frau blickte ihren Mann fragend an...

„Ich verstehe dich nicht ... Albert..."

Herr von Olbers rückte seiner Gattin näher, legte, eine seltene Zärtlichkeit, seinen Arm leicht um ihre Taille und raunte ihr mit einem gewissen, geheimnißvollen Ausdruck zu:

„Es war Arznei, nichts weiter. Und ich glaube, sie wird wirken... Kind, das verstehst du nicht," fuhr er lauter fort, als er den verwunderten fragenden Blick seiner Frau sah:

„Diese Schwärmerei hätte sehr unbequem und störend werden können... Linda ist neunzehn Jahre gewesen, im nächsten Sommer wird sie, nach unsern Landesgesetzen, mündig. Sie steht zugleich in dem Alter, in welchem die Heirathsgedanken bei den Mädchen, wie die Pilze, nach einem warmen Sommernachtsregen emporschießen..."

Mathilde machte eine Geberde. Ihr Gatte aber ließ sie nicht zu Worte kommen...

„Ich weiß schon, was du sagen willst. Linda

ist eine Männerfeindin und denkt nicht an's Heirathen. . . Aber das ist gerade der gefährlichste Umstand. . . Wäre Linda ein Mädchen von alltäglicher Art, so könnte man darüber lachen. Es giebt in jedem Mädchenleben eine Periode, in welcher sie die Männer haßt und die Ehe als eine Zwingburg der Tyrannei betrachtet. . . Aber Linda's Abneigung entspringt aus einer andern Quelle. . . Sie ist romantischer Natur. Das Ungewöhnliche zieht sie an. Alles Extravagante, wenn es nur sonst sich in ein anziehendes Gewand kleidet, fesselt sie. . . Die Geschichte mit dem Advokat Hardungen ist ein schlagender Beweis für meine Behauptung. Würde ein anderes junges Mädchen von Linda's Stellung in der Gesellschaft sich einem derartigen enthusiastischen Gefühlsausbruch hingegeben haben? . . Linda sah aber in ihm den Paladin, den kühnen, muthigen Mann, der, unbekümmert um das feige Gesindel, nur dem Rufe seines tapferen Herzens folgt. Waren das nicht ihre eignen, excentrischen Worte? Von der Bewunderung bis zur Liebe ist es bei solchen Naturen nur ein Schritt. . . Sie träumt sich da ein Ideal und spinnt sich in das ideale Traumgespinnst so hinein, daß sie beim besten Willen nicht

wieder herauskann. . . Oder hältst du es etwa," schloß der Geheimerath, indem er seine Gattin mit einem schlauen Blick von der Seite betrachtete, „für so unmöglich, daß das Fräulein Linda von Olbers, die Besitzerin dreier Rittergüter, von denen ein jedes wenigstens siebenzigtausend Thaler werth ist, daß diese reiche Erbin nie auf den Gedanken kommen könnte, Frau Advokat Hardungen zu werden?.."

Die Geheimeräthin lächelte seltsam.

„Und glaubst du wirklich, daß dies, vorausgesetzt, es ist gegenseitig Liebe vorhanden, ein so entsetzliches Unglück wäre?"

Der Geheimerath, durch diese unerwartete Antwort überrascht, hatte eine heftige Entgegnung, vielleicht die erste, welche er seiner Gattin gegeben, auf der Zunge. Aber diese kam dem Ausbruch zuvor, indem sie rasch einlenkte:

„Indessen, wozu darüber sich den Kopf zerbrechen. . . Ja, wenn es ein berühmter Mann wäre. Linda hat einen edlen Stolz... Was kann er diesem bieten, er ein unbekannter Advokat und Zeitungsredacteur! Ich bitte dich, Albert, lasse Linda nie einen solchen Scherz hören, ich glaube, sie wäre im Stande. . ."

„Den Spaß in Ernst zu verwandeln," fiel ihr der Geheimerath in's Wort. . . „Ich sehe wohl," fuhr er in selbstgefälligem Tone und mit der Linken den schönen, runden, weißen Arm seiner Gattin streichelnd, fort, „ich sehe wohl, du kennst die Welt nicht. . . . . . . Advokat, Zeitungsschreiber! wie das so leicht von der Lippe fällt. . . Aber glaube mir, Kind, wenn du weniger lyrische Gedichte und mehr Zeitungen läsest, so würdest du bald merken, daß dieses Volk der Advokaten und Zeitungsschreiber heute einen gewissen Einfluß übt, welcher unser Einem bald förderlich, bald sehr hinderlich sein kann. Die guten alten Zeiten, in welchen der König befahl und die Raisonneure entweder in die Montur oder in's Hundeloch gesteckt wurden, sind leider vorbei. . . Man muß Rücksichten gegen dieses Volk nehmen und glaubst du wohl, Mathilde, daß vielleicht selbst ich gezwungen bin, diesen Hardungen zu einen meiner nächsten Abende zu laden?"

„Zu uns? . . Ich begreife dich nicht, Albert. . ."

„Staune nicht zu sehr und blicke mich nicht so ungläubig mit großen Augen an. . . Es ist eine pure Geschäftsangelegenheit, die ich dabei im Auge habe;" fuhr er mit einem pfiffigen Lächeln fort, „wie

ich dir schon sagte, man muß sich mit diesen Menschen auf gutem Fuß setzen. . . Ich habe da von dem Finanzminister die Ausarbeitung eines Steuerprojects übertragen bekommen . . . ich werde dann den Entwurf in der Kammer als Regierungscommissar vertheidigen müssen — enfin," brach er plötzlich ab, „es ist gut, wenn man sich mit diesem bissigen Federvieh verträgt. . ."

Es trat eine kleine Pause ein. Die junge Frau blickte nachdenklich auf die Diele, während Herr von Olbers mit langsamer Behaglichkeit aus einer schönen, goldnen Dose eine kleine Priese wohlriechenden Tabaks nahm und diese körnchenweise in die Nase schnippte. . .

Nachdem er mit dieser Manipulation zu Ende, stand er auf und ging mit lebhaften Schritten, die Hände kreuzweise auf dem Rücken zusammengelegt, in dem Zimmer auf und ab. . .

Als er sechs oder sieben Male das Gemach so durchschritten, blieb er dicht vor seiner Frau stehen und frug, sich zu ihr mit einem diplomatischen Lächeln niederbeugend:

„Wird dir meine Operation nun erklärlicher. . . Ich kann Dem nicht ausweichen oder es verhüten,

daß Hardungen in unserm Hause mit Linda zusammentrifft. So viel als mir von dem Zeitungsschreiber bekannt, ist er ein kecker, unternehmender Avanturier. Bei Linda's Ansichten und Grundsätzen, bei ihrem excentrischen Wesen. . ."

„Das ist es nicht, Albert," fiel ihm hier Mathilde in's Wort, „du beurtheilst Linda nicht ganz richtig. . ."

„Nenne es wie du willst," fuhr der Geheimerath fort, „um den Namen wollen wir uns nicht streiten. ... So viel wirst du mir aber zugestehen, daß in Linda etwas Abnormes, Unberechenbares, nicht mit den gewöhnlichen conventionellen Anschauungen Uebereinstimmendes steckt. . . Wie leicht hätte sich da nun zwischen Jenem und ihr etwas anspinnen können, was meinen Plänen mit Linda sehr — sehr hinderlich hätte werden können. . . So habe ich ihr einen Dégoût gegen den Helden ihrer Bewunderung eingeflößt, der zwar als bittere Arznei, aber sehr heilsam wirken wird. Man nennt das ein Paroli biegen."

Mathilde betrachtete ihren Gatten mit immer mehr wachsendem Erstaunen. . .

„Deine Pläne mit Linda, sagst du? . . Aber was sind denn das für Pläne, Albert?“

Der Geheimerath nahm eine wichtige Miene an, zog die Augenbrauen in die Höhe und legte den Zeigefinger an die Nase:

„Kennst du das Wort des großen Staatsmannes: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. . . Vielleicht habe ich schon zu viel geplaudert, aber es ist so interessant, eine so reizende und liebenswürdige Vertraute zu haben,“ fügte der Geheimerath mit galanter, fast an das Zärtliche streifender Geberde hinzu und küßte die Hand seiner jungen Gattin. . .

Ein leises, trübes Lächeln spielte um Mathildens Mund — und ein Seufzer rang sich aus ihrer Brust los. . .

„Aber nicht wahr, mein Freund,“ flüsterte sie, „das Vertrauen muß auf Gegenseitigkeit gegründet sein. . .? Würdest du meine . . . .“

Da traf ihr Blick eine lächelnde Geberde ihres Mannes. Ueber ihr Gesicht flog ein seltsames Zucken, wie es verhaltenem Lachen oder — Weinen vorhergeht.

Mathilde aber lachte, sie lachte laut und lebhaft und wenn es einem geübteren Ohr auch nicht so

ganz natürlich geklungen hätte dieses plötzliche Lachen der jungen Frau, wenn ein anderes schärferes Ohr auch einen schrillen Ton durch das Gelächter hindurch klingen gehört, einen Ton, wie von einer zerrissenen Saite, die während eines lustigen Adagio's reißt — Herr von Olbers rieb sich vergnügt die Hände und lächelte:

„Nicht wahr, ich habe es errathen, dein Geheimniß. . . Du wolltest unser vertrauliches Geplauder benutzen und mir zu verstehen geben, daß du gestern auf deinem Weihnachtstisch ein gewisses Diadem vermißt, ein Diadem, wie es auf dem letzten Balle beim Justizminister die Frau von Brand trug. . . Aber beruhige dich, mein Kind. . . Du hättest es schon gestern auf deinem Tische gefunden, wenn dem Juwelier nicht eine Perle noch gefehlt, eine seltene, prächtige Perle, die erst heute aus Amsterdam angekommen ist und die er noch einfügen muß. Ich habe sie gesehen . . . es ist ein reizendes Juwel. . . Bist du nun zufrieden, mein Herz? . . .“

„Ich bin es,“ flüsterte Mathilde mit einem Seufzer und indem sie ihr Gesicht an die Schulter ihres Gatten verbarg.

In diesem Augenblicke pochte es leise an die Thür des Boudoirs. . .

Der Diener des Geheimeraths trat ein. . .

Auf einem silbernen Teller überreichte er seinem Herrn eine Adreßkarte. . .

„Ah!" rief der Rath, indem ein zufriedenes Lächeln über seine Züge flog. . .

Und indem er seiner Frau die Adreßkarte überreichte, fügte er hinzu:

„Es ist dies die Einleitung zu einer Bekanntschaft, die mir sehr nützlich werden kann. . . Der Mann hat auf sich warten lassen. Er wurde schon seit vierzehn Tagen in der Hauptstadt erwartet. Betrachte dir den Mann genau, wenn er zu uns kommt — er wird, wie man sagt, eine große Rolle spielen. Sein Einfluß auf eine allerhöchste Person, der er von früher her bekannt, soll ganz außerordentlich sein." —

Mathilde warf einen Blick auf die Adreßkarte... Aber sie hatte kaum mit ihrem Auge den Namen gestreift, als sie erbleichte, die Augen schloß und zurück in die Kissen des Divans sank.

„O, mein Gott, wieder einer ihrer Nervenzufälle!" rief der Geheimerath erschrocken aus, indem er vol-

ler Bestürzung mit der Handschelle dem Kammermädchen seiner Gattin läutete. . .

„Es ist nichts . . . gar nichts . . .," stammelte Mathilde, sich mühsam wieder fassend, „einer jener Nervenzufälle, an denen ich so oft leide. . ."

Der Name aber, welcher auf der glatten, eleganten Adreßkarte stand, lautete: Dr. Joseph Marecampus, Director der Privatmuseen Sr. Majestät. —

Viertes Kapitel.

Marecampus.

Die Wachskerzen waren tief heruntergebrannt und warfen ein flackerndes, ungewisses Licht auf einen Mann, der in ernstes Sinnen versunken noch in später, mitternächtlicher Stunde vor seinem Arbeitstische saß. . .

Seine schlaff herabhängende Linke hielt ein Zeitungsblatt, die Rechte stützte das Haupt, ein ausdrucksvolles, charakteristisches Haupt... Papiere und erbrochene Briefschaften bedeckten die Platte, eine aufgeschlagene Bibel, zu welcher zuweilen die Augen des sinnenden Mannes hinüberglitten, lag auf dem Rand des Tisches. . . Ein weiter, faltiger Hausrock, von dunkler Farbe, umschloß seine Gestalt wie ein Talar; dazu die baretartige Form der Hausmütze auf dem dunkellockigen Haare und die alter-

thümliche in einem Spitzbogen zusammenlaufende Wölbung des Gemachs — auch eine weniger rege Phantasie würde in dem Manne am Pulte eine Art Faustgestalt erblickt haben, die hier sitzt, verloren im Brüten über das Unendliche. . . Seine Züge, energisch und bedeutend, waren verdüstert; aus dem dunklen Auge sprühte, wenn sein Blick das Zeitungsblatt streifte, ein zorniges Feuer, das nur ein einziges Mal mit einem verächtlichen Lächeln abwechselte, welches das Bewußtsein einer sichern Ueberlegenheit verkündete. . .

Es war still im Gemache. Nur die tiefen Athemzüge, welche sich aus der Brust des Einsamen hervorrangen, unterbrachen das nächtige Schweigen. . .

Draußen stürmte der Nordwind und beugte die hohen Wipfel der Bäume des Gartens und trieb Schneegestöber und dürre, abgerissene Zweige gegen die Scheiben der Fenster. . .

Der einsame Denker erhob sich und trat an die Brüstung.

Vor ihm lag die große, volkreiche Stadt, aus deren Mitte ihm die Zinnen des königlichen Schlosses, von dem Licht des Mondes übergossen, entgegen glänzten. . .

Lange hafteten seine Blicke an den silbernschimmernden Kuppeln und Thürmen des Pallastes und stolzer erhob sich sein Haupt. . . Doch war diese Empfindung nur vorübergehend. Wieder sprühte jenes düstere Feuer aus seinen Augen und indem sich seine Blicke von dem Königsschlosse auf die aufgeschlagene Bibel richteten, wiederholte er mit gedämpfter Stimme die Mahnung des Propheten:

„Niemand glaube seinem Nächsten, niemand verlasse sich auf Fürsten; bewahre die Thüre deines Mundes vor der, die in deinen Armen schläft. . .“

Er hatte die letzten Worte dieser prophetischen Warnung mit murmelnder, fast unverständlicher Stimme gesprochen. Es war, als wären sie ihm unwillkürlich über die Lippen gekrochen. . . Er schrak zusammen, warf einen scheuen Blick um sich und streifte mit seinem Auge die Wände. . . Doch er war unbelauscht. Er zog die Falten seines Gewandes fester an sich und maaß mit lebhaften Schritten das Gemach. . . Es war offenbar: er wollte seinen Gedanken eine andere Richtung geben, wollte gewisse, durch jene Worte wachgerufene Erinnerungen verscheuchen. . . Aber es gelang ihm nicht. . .

Immer tiefer versenkte sich seine Seele in die

Nebel der Vergangenheit, immer dichter umwoben sie sein Haupt und leises Selbstgespräch murmelte sein Mund. . . Es waren nur einzelne Glieder der verborgenen Gedankenkette. . .

„Die Macht des Wortes bestrickte sie... Warum lauschte sie so gierig meiner Rede? Warum hatte er ihrer Seele nicht mehr Energie eingeimpft? . . Sie war schön ... ihre Schönheit berauschte mich ... und er, dem sie einst angehören sollte, gehörte zu jenen Widersachern, die ich auf's Blut hasse. . . Der Schlag traf ihn in's Herz ... sie auch... Aber bin ich schuldig? Sollte ich eine ganze Zukunft voll Kampf und Sieg dieser Pflicht opfern?" . .

Er hielt inne und sprach nach einem kurzen Schweigen weiter:

„Fünf Jahre ... eine Spanne Zeit im Weltenleben und eine Ewigkeit für dieses kurze Menschendasein... Welche Wandlungen im Geiste schaffen sie! Zwischen damals und heute ein einziges kurzes Lustrum ... und was liegt Alles zwischen jetzt und damals?"

Seine Schritte lenkten sich gegen eine Truhe, im gothischen Styl kunstreich gearbeitet. Es war das Geschenk eines hohen, fürstlichen Gönners. . . Der

Schlüssel zu dieser Truhe, welche eine Menge geheimer, sinnreich verborgener Fächer enthielt, kam nie von der Brust des Mannes, wo er an einer feinen, goldenen Schlangenkette befestigt war. . .

Er öffnete den äußern Deckel. . . Dann drückte er an einen kleinen silbernen Knopf und eine in ein zweites Fach kunstreich eingefügte Kapsel sprang hervor. Er hob den obern Theil der Kapsel ab und ein Medaillon mit einem Portrait, ein paar verwelkte Blumen und einige zerknitterte Briefe fielen ihm in die Hand. . . Gleichgültig legte er Blumen und Briefe bei Seite, zog die Wachskerze näher heran und betrachtete, sich in den Sessel zurücklehnend, das Bild mit einem leisen ironischen Lächeln. . .

„In fünf Jahren, behaupten die Naturforscher, soll sich des Menschen Körper vollständig abgenutzt und wieder erneuert haben. . . Ob auch das Herz diesen Proceß erduldet? . . . Sicher, sicher. . . Fünf Jahre . . . eine Spanne Zeit und auch eine Ewigkeit. . .

Er legte die Hand auf die Brust und neigte das Haupt ein wenig nach vorn, als wollte er die Schläge seines Herzens zählen. . .

„Wie das Blut ruhig und gleichmäßig durch seine

Kammern zieht. . . Vor fünf Jahren freilich war es noch anders. . . Wenn ich damals diese Züge betrachtete, fluthete es, wie ein Lavastrom in meinen Adern, alle Fibern meines Leibes zitterten und dehnten sich und meine Seele, mein Leben lag in den Augen, wenn ich sie sah... Und jetzt? Es sind noch dieselben sanften, schönen schwärmerischen Augen, dieselben blonden Locken, dieselben reizenden, lieblichen Züge, derselbe schöne Mund mit den blühenden Lippen . . . und doch klopft das Herz so ruhig, als wäre das Bild nicht ihr Portrait, sondern das einer indischen Pagode. . ."

Sein Blick fiel von dem Bildniß auf die Briefe und Blumen. . .

Es waren schlichte Wiesenblumen, Veilchen, Maaßblümchen und Vergißmeinnicht. . . Ein verblaßtes rothseidnes Band, vielleicht im Augenblicke der Erregung von dem Sommerhute oder der Busenschleife getrennt, hielt die welken, dürren Blüthen und Blätter, die zum Theil schon in Staub zerfallen, locker zusammen. . .

„Sie hatte die alten, wie die modernen Heiden gut studirt. Sie kannte den Ovid, wie den Goethe; sie hatte die ars amandi, wie den Faust gelesen. .

War das nicht die Sternblume, mit welcher sie jenes Spiel trieb, das seit Gretchen alle schwärmerischen Coquetten treiben. . . Und wie sie mir dann in die Arme flog. . . Ein munterer Sommervogel. . . Es war in der Laube des Parks, da wo die Bildsäule der Diana stand. Und hinter der Statue stand er, er, dem sie als Braut Treue gelobt. . . Die Treue eines Weibes! . . . Die Blüthen hatte er gezeitigt — die Frucht fiel in meine Hand." Ein häßliches Lächeln verunstaltete bei diesen Worten seine Züge. „Aber er hatte an sie geglaubt, wie jeder verliebte Thor. . . Und wie er sie anblickte, stumm und starr und sie niederstürzte am Fuße des Steingebildes... er schleuderte mir seinen Handschuh in's Gesicht. . ." Eine dunkle Röthe färbte bei dieser peinlichen Erinnerung die Stirn des Mannes. . . Er klemmte die Lippen zusammen und in seinen Augen blitzte ein rachsüchtiges Feuer. . .

„Ich hob den Handschuh nicht auf und er nannte mich einen Feigen. . . Feig? Weil ich mich nicht vor die Spitze seines Degens oder die Mündung seiner Pistole stellte. . . Beschränkter Kopf, der nur darin die Probe des Muthes findet. . . Der Muth jedes betrunkenen Rekruten. . . Vielleicht treffe ich

ihn noch einmal auf meinem Lebenswege und dann... Er hielt inne und sprang unmuthig sich schüttelnd auf, als wollte er eine widerwärtige Last abwerfen. . .

„Hinweg mit diesen Nebelbildern einer kleinlichen Vergangenheit! Große Ziele winken und fordern meine ganze Kraft; was zerarbeite ich mein Gehirn mit diesen abgeblaßten Erinnerungen, mit diesem welken Plunder. . .“

„Die einzige Sorge, die mich noch zuweilen drückte, die Erbschaft jener Vergangenheit, schwimmt in diesem Augenblicke auf den Wellen des Oceans — sie wird nimmer wiederkehren. . . Narr, der ich bin, mit solchen Nichtigkeiten mich abzuquälen. . . Ich glaube es ist der Moderduft und der Staub', der von den welken Dingen da aufsteigt und mir den Kopf umnebelt. . . Hinweg mit dem Staub, geh' zu dem Staube. . .“ Und er warf die vertrockneten Blumen und das verblaßte Seidenband in das Kamin. . . Ein Aufzüngeln der Kohlenglut, ein paar dünne, leichte Rauchwölkchen, welche emporwirbelten — und verschwunden waren diese Pfänder einer verhängnißvollen Leidenschaft.

„Rauch ist alles ird'sche Wesen, nur die Götter blei-

ben stät," murmelten die Lippen des Mannes, der noch einen Augenblick sinnend den Rauchwölkchen nachschaute. . . Einen Moment schien er unentschlossen, ob er die Briefe und das Medaillon demselben Auto-da-Fé weihen sollte, aber er besann sich und schloß Beides wieder in die Truhe, indem er dabei die Worte sprach:

„Scripta manent. . . Vielleicht können wir diese Briefe einst nützlich sein. . . Man darf keine Waffe aus der Hand geben. . ."

Die Gedanken des Mannes kehrten zu dem früheren Gegenstand seines Nachdenkens zurück, zu einem Artikel der Zeitung, die er in der Hand hielt.

Das Blatt führte den Titel „die Tribune" und war eines jener im großen Styl gehaltenen deutschen Journale, wie wir sie in unserm Vaterlande seit 1848 haben entstehen sehen. . .

Ein einziger kleiner Artikel war es, welcher jenen Zorn wachgerufen, der aus den Augen des Mannes sprühte, als wir ihn dort an seinem Schreibtische erblickten. . . Dieser, am Rande mit Rothstift angestrichene Artikel enthielt auch folgenden Satz: „Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, wo Einzelne die Geschichte machten, in jenen Epochen der Völker-

entwicklung, wo wenige Männer die Träger großer Ideen waren, wo die Masse im dumpfen Instinkte dem Führer blindlings folgte, mochte er nun Moses, Mahomet, Gregor oder Huß, Lykurg, Solon, Cäsar oder Karl der Große heißen. Seit in Wittenberg ein Mann erstanden, welcher die Fackel der Vernunft an dem Scheiterhaufen anzündete, auf welchem die Dokumente hierarchischer Anmaaßung aufloderten — seit diesem Tage hat der blinde Autoritätsglaube, der Glaube, der auf den Einzelnen schwört, auf jenen Einzelnen, der als geistiger Saul um viele Kopfeslängen über allem Volke emporzuragen glaubt, keine Stätte in Deutschland mehr. Die Zeiten, wo der Einzelne für die Masse dachte, die Völker für sich denken ließen, sind vorüber, für immer vorüber. . . Diese Wahrheiten mag sich der Verfasser des Aufsatzes: „Die neue Rotte Korah" im „Glaubenswächter" in's Gedächtniß zurückrufen." Der einsame Mann las den Satz zu wiederholten Malen durch, und warf dann das Blatt mit einer zornigen Geberde von sich.

„Das ist die Weisheit, die sie jetzt feil bieten auf dem Markte. Mit der sie den Pöbel füttern und ihm schmeicheln. Tropfenweise flößen sie ihm so

das Gift der Empörung ein. . . Aber ich will ihnen beweisen, daß sie gelogen haben. . .“

Er preßte die Hände gegen seine heiße Stirn.

„Du hast dir eine große Aufgabe gestellt, Joseph Marecampus,“ sprach er in leisem Selbstgespräch vor sich hin, „eine Aufgabe, vor welcher Tausende zurückschrecken würden . . . siehe zu, daß du nicht strauchelst. Ueber die Geschicke von Millionen zu gebieten. . . Der Erste zu sein, der Erste und der Einzige, an dessen Mund das Schicksal eines Reichs hängt. . .“

„Du! Und wer warst du? Wer bist du? Hervor gegangen aus dem, was sie den Staub nennen, die Niedrigkeit der Welt... Geworden, was du bist durch eigne Kraft. . .“ Er ließ die Hände sinken und richtete sich stolz empor. Ein wildes, ehrgeiziges Feuer brach aus seinen Augen.

„Geworden durch mich selbst,“ wiederholte er noch einmal und seine ganze Gestalt dehnte und streckte sich, „durch mich selbst, wie die dort.“ Und seine Blicke hefteten sich auf zwei Portraits, die über seinem Arbeitstische hingen. . . Das eine dieser Bildnisse trug die Unterschrift: Felix Peretti,

das andere: Armand Duplessis, Cardinal-Herzog von Richelieu.

Er streckte die Hand gegen die beiden Bildnisse aus, als wollte er die Schatten dieser Männer beschwören, ihm beizustehen in seinem Werke.

„Geworden durch dich selbst," wiederholte er nach einer Weile tiefen Schweigens, „und die Gnade des Herrn," setzte er dieses Mal hinzu. . .

„Aber noch ist das Ziel nicht erreicht. Du stehst noch auf der ersten Stufe, die zweite und dritte mußt du noch ersteigen. . . Darum Geduld, Beharrlichkeit und Vorsicht. Der Director der königlichen Museen darf es noch nicht wagen, seine Hand nach dem Siegel des Reichs auszustrecken, aber die Zeit wird kommen, sie muß kommen."

Wieder versank er in tiefes Nachsinnen. . . Pläne, Entwürfe, Ideen in buntem Wechsel zogen an ihm vorüber. . .

„Ich muß in's Reine mit mir kommen," sprach er gedankenvoll vor sich hinblickend weiter, während seine Hand mechanisch in den Briefschaften wühlte, welche in einem Fache seines Arbeitstisches lagen. . .

„Der Kampf darf nicht eher beginnen, als bis ich meinen Plan festgestellt. . . Ich hasse das Un-

gewisse, jenes Ding, das man Zufall nennt, dessen Discretion sich aber blos die Schwachköpfe anvertrauen. . ."

Da fiel sein Blick auf einen Brief, welchen seine Hand eben aus der Menge vieler anderer Papiere hervorzog. . .

Eine gewisse Betroffenheit, die aber bald einem ironischen Lächeln wich, zeigte sich in seinem Gesicht.

„Scheint es doch fast, als wollte mir der Zufall seine Macht in demselben Moment fühlen lassen. . Soll ich ihm folgen den Wink?" Und er heftete seine Augen auf das nur leicht beim Erbrechen verletzte Siegel des Briefes. Es war ein sauber und fein gearbeitetes Stück: eine Thiergruppe vorstellend. Ueber einem Lamm und einem Wolfe, welche harmlos und einträchtig neben einander standen, schwebte mit ausgebreiteten Flügeln ein Adler.

„Es sind gewaltige Kräfte, über die sie gebieten," murmelte er, indem er die Thiergruppe betrachtete, „und ihr Arm streckt sich von einem Ende Europa's bis zum andern, über das Meer hinüber, nach China, wie nach Amerika. Ich kenne ihre Macht, die bis hinauf zu den Stufen der Throne, wie bis hinunter

zu den Hütten der Bettler reicht. . . Aber wer bin ich ihnen, was sind sie mir, wenn ich den Vertrag eingehe? Sie die Herren, ich das Werkzeug. Ich, der willenlose Diener, welcher ihre Befehle unterwürfig ausführt. Nein, nein, ich will meine eigenen Wege gehen, durch eigene Kraft siegen, nicht als Werkzeug eines fremden Willens emporgetragen werden. . . Vor allem muß die Wünschelruthe, welcher sich die Welt beugt, in meiner Hand sein — das Andere kommt von selbst. Aber wo finde ich diese Zauberruthe? . . ."

Er ließ den Kopf sinnend auf die Brust sinken... Draußen rauschte der Nachtwind und trug die Klänge des ersten Frühgeläutes, das den Anbruch des zweiten Weihnachtsmorgens verkündete, über die große, weite Stadt herein in das stille Gemach. . . . . .

Bei diesem Klange hob der einsame Mann sein Haupt mit einer raschen, begeisterten Geberde. Ein dunkles Feuer, das Feuer des Fanatikers sprühte aus seinen Augen als er die Arme empor gegen den flimmernden Nachthimmel streckte und mit siegesgewissem Tone ausrief:

„Giebst du mir ein Zeichen, mein Herr und Gott, daß du mit mir bist und meine Schritte

lenkst? Geschieht doch Alles um dein Reich wieder aufzubauen und neu zu gründen, in Mitten dieser Reiche Babylons. . . Ja, nun weiß ich's, ich werde sie finden und sollte ich hinunter in die Tiefen der Hölle steigen oder sie herunter von den Höhen des Himmels holen. . .

„Du aber, Jehovah," fuhr er nach einem kurzen Schweigen im Tone eines Betenden fort: „Du Gott der Macht und der Stärke stehe mir bei in meinem Thun und meinem Werke, daß ich nicht scheitere und zum Gespötte des Pöbels werde."

Seine Arme sanken wieder, der begeisterte, fanatische Ausdruck seiner Züge wich seiner gewöhnlichen, stolzen, selbstbewußten Miene. . .

Sah man ihn jetzt, so würde selbst der erfahrenste Menschenkenner, der die heimlichsten Gedanken aus der Brust herausliest, in diesem Manne keinen Schwärmer gesucht haben, der seine Willensstärke und seine Kraft zur That aus gewissen übersinnlichen Vorstellungen holte, welche im Vereine mit einer energischen Leidenschaft das Thun dieses Mannes bestimmten und ihn auf seiner Lebensbahn nach einem Ziele streben ließen, so hoch, daß tau-

send Andere bei dem bloßen Gedanken daran von einem betäubenden Schwindel befallen worden wären.

Die Extase war verschwunden, der Mann am Schreibtische wieder der berechnende Plänemacher...

Sein Blick traf auf's Neue die Zeitung, in deren Spalten jener Artikel stand, welcher ihn so leidenschaftlich aufgeregt hatte.

„Hardungen nennt er sich," sprach er bei sich, „der Name ist mir nicht unbekannt... Schon ehe ich hierher kam, hörte ich von dem Einflusse, welchen er durch sein Blatt, die „Tribune" auf gewisse breite Volksschriften ausübt... Der Mann versteht jedenfalls sein Handwerk. Die breiten Schichten, die Massen sind es ja wie er sagt, die jetzt die Geschichte machen, Reiche gründen und umstürzen, sei es auch nur durch den friedlichen Act des Vote universel. Ein vortrefflicher Lehrmeister der Mann in den Tuilerien. Ein Lehrmeister für die Völker, wie für die Fürsten... Und auch er ward — Alles durch sich selbst... Freilich, freilich, ihm arbeitete der Ruhm eines großen Namens vor, während ich allein auf mich selbst, ganz auf mich selbst angewiesen bin...

Doch Muth, Muth, Joseph! Gab es nicht einen

Mann, der Richelieu hieß und der herrschte, wie ein König, wenn er auch selbst keine Krone trug?..“

Lange noch beschäftigten ihn derartige glühende Phantasien und gewaltsam mußte er sich endlich aus diesen Träumen reißen.

„An die Arbeit, Joseph!“ rief er sich zu, „an die Maulwurfsarbeit zuerst, an die stille, heimliche, welche den Boden untergräbt, auf welchem die Baalsgötzen stehen, an die Maulwurfsarbeit, welche uns den Schacht zeigen soll, in welchem die goldne Wünschelruthe, der erste Schlüssel zur Macht liegt...

Und er vertiefte sich in seine Papiere und Briefschaften. —

Als der erste Strahl des kalten, trüben Wintermorgens in sein Gemach fiel, saß er noch immer bei dem flackernden Schimmer der Kerzen. —

Fünftes Kapitel.

Selma, die Schauspielerin.

Es war acht Tage später... Die Festfreuden, sowie die Neujahrsgratulationen vorüber und Alles wieder in dem früheren Gleise. Die Arbeiter bei der gewohnten Arbeit, die Müssiggänger im gewöhnlichen Müssiggange.

In einem Studirzimmer, dessen nicht gerade malerische Unordnung eine darin hausende Junggesellenexistenz verrieth, saß in einem hellfarbigen, von Tintenflecken hie und da marmorirten Schlafrocke ein Mann an seinem Schreibtische, zwischen Zeitungen, aufgeschnittenen Broschüren, wirr durcheinanderliegenden Stößen neuer noch nicht aufgeschnittener Werke, auf deren Umschlag in Rothschrift das Wort „Recensionsexemplar" zu lesen war und schrieb mit fliegender Eile den Schluß eines Leitartikels für die

nächste Zeitungsnummer. . . Draußen schneite und stürmte es. Der Nordwind schüttelte von seinen Flügeln ganze Wolken von Schnee herab auf die Stadt und blies die Menschen so kalt und scharf mit seinem eisigen Hauche an, als wollte er sie in Eisgestalten verwandeln. . .

In der Stube des Zeitungsschreibers merkte man freilich nichts von der Kälte und dem Nordsturm, der durch die Straßen jagte. . . In dem eisernen Ofen prasselte ein tüchtiges Feuer und auf der einen Seite des Schreibtisches stand eine Kanne heißen Kaffee's, der seine aromatischen Düfte durch das Zimmer und geraden Wegs in die Nähe des kleinen wunderlichen Geschöpfs sendete, welches wenige Augenblicke nach Entfernung der alten Aufwärterin leise die Thür geöffnet hatte und in's Zimmer geschlüpft war. . .

Der Zeitungsredacteur, in seine Arbeit vertieft, hatte von dem Dasein des kleinen Wesens keine Ahnung und schrieb eifrig weiter. So mochten zwei bis drei Minuten vergangen sein, als das kleine Wesen an zu husten fing und mit feiner, frischer Kinderstimme anhob:

„Ein Kompliment an den Herrn Doctor und ob mein Vetter bald den Leitartikel bekommt?“

Der so plötzlich Angeredete drehte sich rasch um, betrachtete die kleine seltsame Erscheinung mit staunendem Blick und brach dann in ein lautes Lachen aus. . .

„Wie auch du, jugendlicher Eskimo, auch du weißt schon etwas von Leitartikeln?“ rief der Redacteur, ein junger Mann von achtundzwanzig oder dreißig Jahren, mit lustigem Humor, „auch du stehst schon im Dienst der sechsten Großmacht und dienst ihr, wenn auch nur in der bescheidenen Stellung eines Laufburschen — aber wer bist du denn?“

Diese Frage an den kleinen Burschen, der mit vieler Unbefangenheit die Anrede des Zeitungsschreibers angehört, hatte ihre volle Berechtigung, ebenso, wie die Bezeichnung Eskimo, welche Hardungen, so hieß der Redacteur, dem Kleinen gegeben, eine sehr treffende war. Eine Mütze von Fischotter mit breitem Schirm und großen Ohrklappen verbarg Kopf und Gesicht so vollständig, daß nur die äußerste Spitze der Nase sichtbar war. Um den Hals war ein dicker, brauner Shwal von grober, aber desto wärmer haltender Wolle gewickelt, die Hände steck-

ten in Fausthandschuhen von Seehundsfellen, welche bis zum Ellbogen reichten, der Leib in einem dicken, langhaarigen Kalmuckrock, welcher, bis zu den Knöcheln reichend, von der Bein- und Fußbekleidung nur schwarze, dicke Filzschuhe sehen ließ. . .

Hardungen stand auf und betrachtete mit einiger Verwunderung dieses kleine Menschenkind in dem Grönlandfahrerkostüm, welches auf den Leitartikel für seinen Vetter wartete. . .

„Wie heißt du also, mein Eskimo?“ lachte er, „und wer ist dein Vetter? . .“

„Ich heiße Hans . . . und mein Vetter ist der Herr Wenzel.“

In den Zügen des jungen Mannes zeigte sich eine leichte Ueberraschung. . .

„Ah,“ rief er, indem er den Kleinen noch aufmerksamer betrachtete, „das ist der kleine Kasper Hauser, von dem mir mein Freund der Doctor Schilden erzählte. . . Die Weihnachtsbescheerung, welche unser braver Wenzel in einer leeren Tonne auf der Straße fand . . . sieh, sieh, mein junger Diogenes. Aber da müssen wir doch nähere Bekanntschaft mit einander machen. . .“ Hans, wel-

cher wußte, daß sein Vetter auf ihn wartete, trippelte unruhig hin und her. . .

„Ohne Sorge, Hans," lächelte Hardungen, den Knaben zu sich auf den Schooß ziehend, „dein Vetter bekommt seinen Leitartikel noch zur rechten Zeit . . . aber wird es dir denn nicht zu warm in deiner Eskimo-Tracht," und er nahm dem Kleinen dabei die Fischottermütze ab und streifte ihm die Handschuh ab. . .

Ein zweites, verwundertes Ach! entschlüpfte ihm.

Solch liebliches Kindergesicht mit den dunkelblauen Augen und dem weichen, blonden Haar hatte er nicht unter der Pelzkappe vermuthet.

„Du bist ja ein prächtiger Bursche," und er betrachtete den Knaben wohlgefällig, „wie alt bist du denn, kleiner Hans?"

„Vier Jahre," antwortete das Kind, während es seine Augen unverwandt auf den Seitentisch richtete, wo zwischen Papieren, Büchern und Kupferstichen die Kaffeekanne mit dem Semmelkörbchen stand. . . Hardungen, der dem Blicke des Knaben gefolgt war, holte das Kaffeeservice mit dem Backwerke.

„Bist hungerig, mein Kleiner, hast noch nicht gefrühstückt? . .“

Aber der kleine Hans schüttelte lebhaft sein Lockenköpfchen. . .

„Vetter Wenzel hat mir heute schon viel Milch und viel Semmel gegeben . . . ich bin gar nicht hungerig. . . Aber willst du mir nicht das Bild da geben?“

Und der Kleine deutete auf einen Kupferstich, welcher neben der Kaffeekanne lag und eine jener berühmten Thiercarricaturen des genialen Malers Grandville war. . .

„Ah! daran erkenne ich den ächten Zögling meines Timons, meines Menschenfeindes. Da nimm das Fuchsgesicht im Pfaffenkittel und schenk' es deinem Vetter und da nimm das noch dazu und kaufe dir einen Pfefferkuchen und ein Steckenpferd. . .“

Aber Hans wies das Geldstück mit einer entschiedenen Geberde zurück.

„Nun du willst nicht?“ frug Hardungen erstaunt.

„Ich bin doch kein Bettelmann . . .“ meinte der Knabe, indem er den Zeitungsschreiber mit seinen klugen Augen anblickte. . . Und als Hardungen frappirt von der Antwort schwieg, fuhr der Kleine fort:

„Weißt du, der Vetter hat gesagt, nur die Bettelleute ließen sich Geld schenken. . .“

„Er hat Recht, dein Vetter Wenzel,“ entgegnete Hardungen, die Hand bewegt auf des Knaben Haupt legend, „und nun gehe und bringe ihm den Leitartikel und grüße ihn von mir.“ Und fort trippelte der Kleine nach der Buchdruckerei, welche ganz in der Nähe, am Ende der Straße, sich befand. Das Kind brachte hier den ganzen Tag zu. Es ging mit Wenzel früh von Hause fort und kehrte Abends mit demselben heim. In der Druckerei saß er in der Ecke auf einer Fußbank dicht neben dem Platze, wo Wenzel arbeitete und vertrieb sich mit einem Bilderbuch, das ihm Wenzel bescheert, die Zeit. — Aber bald genügte ihm das nicht. Da er rings um sich immer vom Arbeiten reden hörte, so wollte er auch arbeiten und sich in seiner Art nützlich machen, und als heute zufällig keiner der Laufburschen zur Hand, um das Manuscript für Wenzel vom Redacteur zu holen, denn Schneehuhn war noch immer krank und der Menschenfeind hatte noch immer nicht zu seinen naturgeschichtlichen Bestien zurückkehren können, hatte der kleine Hans nicht eher geruht, als bis ihm der Schriftsetzer den Willen gethan. . .

Daß das Bübchen dabei nicht erfror, dafür hatte Wenzel's Fürsorglichkeit im vollsten Maaße gesorgt... Seit diesem Tage ließ es sich der kleine Hans nicht mehr nehmen, jeden Morgen aus der Wohnung des Redacteurs die Manuscripte zu holen... Wenzel mußte sich in diesem Punkte dem Willen des sonst so gehorsamen Kindes fügen — ein Umstand, der, wie wir später sehen werden, einen verhängnißvollen Einfluß ausüben sollte...

Nach der Entfernung des Knaben kleidete sich Hardungen an, hüllte sich dicht in den Mantel und eilte lebhaften Schritts durch die Straßen...

Es war ein weiter Weg von seiner Wohnung bis zu dem schmalen, eleganten Hause, in einer der innern Vorstädte gelegen, an dessen Thüre er endlich stehen blieb. Ein lebhafter Zug an dem Glockenstrang und die Thür öffnete sich...

„Zu Hause?“ frug er mit bezeichnender Geberde.

Die Dienerin bejahte!..

„Und allein?“

Das Mädchen flüsterte mit verlegener Miene einige kaum verständliche Worte. Hardungens Blick entging dieses Befangensein nicht, seine Stirn verdüsterte sich und ohne an die Zofe eine weitere Frage

zu richten, eilte er durch das Vorgemach und durch einen kleinen Corridor nach dem Boudoir der Schauspielerin. Rasch und ohne anzuklopfen trat er in das Gemach. . .

Frau Selma Schütz, die einst in der Hauptstadt sowohl wegen ihres Spiels, als ihrer Erscheinung so gefeierte Künstlerin saß in der Ecke des Sopha's, Gutzkow's „Wally" in der Hand. . .

Es war eine Frau von dem Alter, in dem gewisse Weiber, besonders Künstlerinnen, am gefährlichsten für viele Männer sind: das heißt in den Jahren zwischen achtundzwanzig und dreißig... Dabei vereinigte sie in einem eigenthümlichen Gemisch die charakteristischen Merkmale der Blondinen und Brünetten. . . Sie hatte das üppige Haar einer Blondine, mit jenem glänzenden Goldschimmer überhaucht, der diese Art von Frauenköpfen im Sonnenschein wie mit einem gewissen Glorienschein umstrahlt, das dunkle Auge der Brünette und einen Teint von reiner, wenn auch etwas ermatteter Blässe. . .

Ihre Züge waren nicht regelmäßig, der Mund besonders hatte einen etwas kühnen Schnitt; keck und voll aufgeworfen. . . Um die Mundwinkel und

um die Augen einen Zug von übermüthiger Laune und Begehrlichkeit. . .

Ihre Figur: Hals, Schultern, Busen waren von vollendeter Plastik; den Ausdruck ihrer Augen zu beschreiben, wäre ein bedenkliches Unternehmen; aus ihnen sprachen die verschiedenartigsten Empfindungen, welche in raschem Wechsel die leidenschaftliche Seele dieser Frau bewegten. Nur eine Eigenschaft ihrer Augen sei erwähnt: sie hatten Blicke, die wie Feuerflocken in die Seele fielen und einen Sturm leidenschaftlicher Gefühle wachriefen, Blicke wieder, die wie Eiszapfen in das warme Herz drangen, es wie vom tödtlichen Frost gepackt zusammenschauern ließen. . . Diese Augen hatten viel Unruhe in die Welt geschleudert, diese Blicke — sie sollten noch mehr erregen. . .

Eine sanfte Zärtlichkeit malte sich in ihren Augen, als sie Harbungen eintreten sah, sie erhob sich und eilte ihm mit lebhafter Geberde der Freude entgegen.

„Ah, das ist herrlich, daß du kommst, Bernhard, zwei lange, lange Tage habe ich dich nicht gesehen. . . Glaube es mir, mein Freund, ich habe mich recht, recht sehr nach dir gesehnt. . .“

Und sie zog ihn zum Sopha, setzte sich auf einen niedrigen Schemmel zu seinen Füßen und blickte ihn mit einem Ausdruck sanften Vorwurfs an, in dem zugleich die Gewißheit zärtlicher Verzeihung lag. . .

Sie hatte dabei ihren Kopf auf seine Kniee gestützt und seine Hand an ihren Mund gepreßt. . .

Hardungen duldete diese Liebkosungen ohne sie irgend wie, weder durch einen Blick, noch durch eine Geberde zu erwidern, die düstere Wolke, welche sich bei jenen halblautgeflüsterten Worten der Dienerin auf seiner Stirn gelagert, war noch immer nicht verschwunden. . .

Nach einem schnellen, scharfen Rundblick durch's Zimmer antwortete er:

„Du hast dich wenigstens nicht gelangweilt und darfst dich wohl auch während meiner Abwesenheit nicht über Einsamkeit beklagen. . . Aber was ist das für ein unangenehm stechender Geruch? Du klagst seit einiger Zeit über Brustleiden und in deinem Zimmer riecht es nach Tabak, wie in einer Studentenkneipe — und dazu nach jener abscheulichen Cubacigarre, welche der Hauptmann Klingen raucht . . . gewiß war er diesen Morgen bei dir?“ Und er

richtete bei dieser scharf und schnell gethanen Frage einen forschenden Blick auf die Schauspielerin. . .

Diese lachte laut auf, vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen und Zeit zu einer Antwort zu gewinnen. . .

„Mein Gott, mit welchem Tone und welcher Miene du das aussprichst . . . man könnte denken, du wärest eifersüchtig auf diesen armen Hauptmann Klingen und den liebenswürdigen Victor von Wolkowsky. . .“

„Der Narr von Geigenspieler war also auch hier?“ . . .

„Pour la grâce de dieu, mit welchen Augen und welcher Stimme er das sagte. . . Aber soll ich denn, mein tapferer Ritter Bayard, wie eine Nonne oder ein Sultansweib leben und mich vor keinem andern Mannesantlitz als dem Deinigen zeigen?“..

„Spiele keine Komödie, Selma, du kannst bei dir empfangen, wen du willst, nur diese Beiden sehe ich nicht gern hier.“

„Und warum gerade sie?“ . .

„Weil der Eine, der Hauptmann,“ unterbrach sie Hardungen mit starker Stimme, „ein Schuft und der Andere ein ausgemachter Narr ist, der sich, wenn

man seiner Schwachheit und Eitelkeit schmeichelt, zu Allem gebrauchen läßt. . ."

Ueber das Gesicht der Schauspielerin zuckte ein blitzschnelles schlaues Lächeln, dem aber sofort wieder die unbefangenste Miene folgte.

„Du bist wohl etwas ungerecht in deinem Urtheil, Bernhard... Der Hauptmann hat zwar kein liebenswürdiges Aeußere, er mag auch eine wilde, stürmische Vergangenheit hinter sich haben, allein jetzt scheint er doch dem wüsten Landsknechtsleben entsagt zu haben. . . Du mußt gerecht sein, Bernhard. . . Von Jugend auf Soldat, Soldat von Handwerk, hat er in verschiedenen Armeen gedient und dabei mag wohl so Manches hängen geblieben sein, was dich verletzt. . . Aber soll ich mein Urtheil in kurzen Worten abgeben: ich halte ihn für einen alten, ehrlichen Haudegen, dem nur noch etwas von den Lagersitten und dem Bivouac anklebt."

Hardungen lächelte spöttisch, recht beleidigend spöttisch und kräuselte sich dabei den Schnurrbart.

„Merkwürdiges Privilegium, welches diese alten Landsknechte haben. . . Alle Welt nennt sie ehrliche, derbe Haudegen, etwas rüde zwar, nach Tabak und Kornschnaps riechend, aber von offenem

Charakter. . . Und so ein Kerl von der Art, wie dieser Hauptmann Klingen ist, der drei oder vier verschiedenen Potentaten gedient, verkauft sein Blut und seine Knochen zu jedem Dienst, den die brutale Gewalt begehrt. . . Dieser Mensch hat dem Don Carlos und dem Bombenkönig von Neapel gedient, dem Pascha von Aegypten und dem schuftigen Santa-Anna in Mexico und jetzt ist er hier und giebt Gastrollen, als ehrlicher, alter Haudegen, wie in einem Iffland'schen Stücke. . ."

„Du giebst also zu, daß es hauptsächlich politische Ansichten sind, welche dich gegen ihn einnehmen? . ."

„Zum Theil — aber eine Hauptsache ist, daß dieser Klingen auch in seinem Privatleben verschiedene dunkle, sehr dunkle . . . Doch," unterbrach er sich rasch, „solche Dinge darf man nicht zur Aufbewahrung auf Weiberzungen legen, genug, wenn ich dir sage, daß es ein mauvais sujet ist, vor dessen Umgang du dich hüten mußt und dem ich nicht wieder hier in diesem Hause begegnen mag. . . Du kennst mich, Selma," fügte er in drohendem Tone hinzu . . . „es würde eine Scene geben, die dich vielleicht wieder zum zweiten Mal in's Exil bringen

und aus den Mauern dieser Stadt auf immer verbannen würde. . ."

Hardungen mußte sich eine große Gewalt über dieses leidenschaftliche Weib zutrauen, daß er sich ihr gegenüber eine solche Sprache erlaubte. . .

Hätte er indessen in dem Augenblicke, wo er ihr dies sagte, ihre Züge beobachtet, hätte er ihr schnelles Erbleichen und Erröthen und den funkelnden Zornblick gesehen, den sie auf ihn schoß, als er die Anspielung auf jene Duelle machte, welche Selma Schütz die Bühne und diese Stadt zu verlassen zwangen — er würde vielleicht ein beschwichtigendes, milderndes Wort beigefügt haben. . .

Aber er hatte nichts bemerkt und Selma war eine zu gute Schauspielerin und hatte eine erstaunliche Macht in der Beherrschung ihrer Züge... Ja, als Hardungen noch einmal seine Warnung wiederholend hinzusetzte:

„Weise ihn also ab, ein für alle Mal, Selma... Denn ich wiederhole es, begegne ich ihm noch einmal hier, so wird es einen Auftritt geben und die Schwelle dieses Hauses wird nach Blut riechen —" da bat sie in ängstlich besorgtem Tone: „Um des Himmels willen nur das nicht, Bernhard, bei mei-

ner Liebe zu dir, nichts Gewaltthätiges. . . Kein Blut, kein Blut mehr; es ist schon genug geflossen." Und sie schauerte zusammen und verhüllte sich das Gesicht mit den Händen. War es ein unwillkürliches Entsetzen, das sie packte — oder war es wieder Komödienspiel? . .

Vielleicht beschäftigten Hardungen, der wohl wußte, wie Wahrheit und Komödienspiel so innig in der Natur dieses Weibes verschmolzen waren, daß sie selbst vielleicht nicht mehr wußte, wo das erstere aufhörte und das letztere begann, vielleicht beschäftigten ihn diese Gedanken, als er sie so forschend betrachtete. . .

Sie aber fuhr nach einer kurzen Pause in ängstlich flüsterndem Tone, indem sie sich dabei zärtlich an den jungen Mann schmiegte, fort:

„Du weißt vielleicht nicht, daß dieser Klingen, den du da mit so schwarzen Farben schilderst, einer der gefährlichsten Duellanten ist. . . Man spricht von drei oder vier Rencontrés, die alle mit dem Tode seiner Gegner geendet haben sollen. . . Und hast du noch nie die seltsame, magische Gewalt bemerkt, welche zuweilen in seinem Blicke liegt? . . Dieser starre Blick mit der sich unheimlich erwei-

ternden Pupille, der mich regungslos erstarren läßt, o Bernhard, ich bitte dich, ich beschwöre dich, vermeide ein Zusammentreffen mit diesem Manne, auf dessen Degenspitze das Leben von so vielen..."

Hardungen, dem vielleicht eine dunkle, unbestimmte Ahnung von der Absicht der Sprechenden durch die Seele ging, sah die schöne, ängstlich erregte Frau mit einem leisen, ironischen Lächeln an, das sie plötzlich verstummen machte.

„Aber, mein liebes Kind," setzte er dann in heiterem, spöttischem Tone hinzu, „wenn du in der That solche Besorgnisse für mich hegst, warum machst du deiner Angst nicht mit einem Male ein Ende und verbietest dem Hauptmanne dein Haus? .. Doch wir wollen aufrichtig gegeneinander sein, Selma," und sein Ton wurde wieder natürlich, fast warm, „dich kettet eine kleine Leidenschaft an diesen Menschen... Man hat mir erzählt, daß du am grünen Tische in Wiesbaden und Homburg eine der hitzigsten und leidenschaftlichsten Spielerinnen unter den pointirenden Damen gewesen sein sollst... Auch der Hauptmann, als alter Landsknecht, ist dieser Leidenschaft verfallen... Aber hüte dich vor ihm. .. Ich habe ihn einst, es war das erste Mal,

wo ich mit ihm zusammentraf, spielen sehen, selbst gegen ihn gesetzt. . . Ich verlor an dem Tage Alles, was ich besaß, den letzten Thaler aus der Tasche. . . Es blieb mir kaum so viel übrig, um mir Pulver und Blei zu kaufen und eine Kugel durch den Schädel zu schießen. . . Ich wollte mich, als dieser Moment, wo ich Nichts, gar Nichts mehr besaß, eingetreten, vom Spieltische entfernen. Der Gedanke des Selbstmords stand in blutiger Schrift auf meiner bleichen mit Schweiß bedeckten Stirn zu lesen. . . Da fühlte ich, wie sich eine Hand auf meine Schultern legte, eine feste, ruhige Hand. . ."

„Ich wandte mich um. Ein mir fremdes Gesicht blickte in das meinige. . . Es war ein Mann mit ernsten, milden, fast schwermüthig, traurigblickenden Augen. . ."

„„Sie wollen Ihre Leidenschaft mit Ihrem Blute bezahlen,"" redete er mich an — „„war das, was Sie hier verloren, Ihr Alles, fesselt Sie Nichts, gar Nichts mehr an das Leben — weder eine Pflicht, noch eine Liebe?""

„Diese Worte, mit einer tiefen, melancholisch klingenden Stimme gesprochen, fielen schwer in meine Seele. . .".

„Ich kam wieder zu mir selbst, drückte dem Fremden die Hand und von diesem Augenblicke an wußte ich, daß wir Freunde für's Leben waren. . .“

„Ah! der Doctor Schilden . . .“ unterbrach ihn Selma, gefesselt von der Erzählung Hardungen's, mit erwartungsvollem, gespannten Blicke. . .

„Er war es,“ fuhr Hardungen, in die Erinnerung an jenen Abend versenkt, fort, „der brave Schilden, diese reine, edle Seele, welcher ich es verdankte, daß ich nicht zum Selbstmörder wurde... Er führte mich in ein anderes Zimmer und theilte mir hier eine Beobachtung mit, die er während des Spiels gemacht. . .“

„„Stellen Sie sich dem Bankhalter dicht gegenüber, beobachten Sie genau die Bewegungen seiner Hände und Sie werden dieselbe Entdeckung machen. . .““

„Er hatte Recht, der Bankhalter schlug die Volte, er spielte falsch und dieser falsche Spieler, dessen Blick sich mit dem meinigen in demselben Momente kreuzte, wo ich seine Schurkerei entdeckt, war der Hauptmann Klingen. . .“

Ein seltsames Geräusch, wie ein unterdrückter Ausruf, der aus dem an das Boudoir stoßenden

und von diesem nur durch einen schweren, dichten Vorhang getrennten Empfangssalon zu kommen schien, ließ sich hören. . . Die Schauspielerin erblaßte. . . Hardungen erhob sich. . .

„Was war das?“ frug er, sich umsehend und einige Schritte gegen den Vorhang thuend. . .

Aber Selma war ihm schon zuvorgekommen.

„Es ist Nichts, gar Nichts,“ sprach sie so gleichgiltig als möglich und indem sie den Vorhang lüftete: „bleibe nur, Bernhard . . . ich sehe schon den Störenfried, es ist mein kleiner Azor. . .“ Und sie ließ den Vorhang hinter sich fallen und schlüpfte in den Salon. . . Einen Augenblick später kehrte sie mit ihrem Wachtelhündchen auf dem Arme zurück. . .

Sie setzte sich wieder zu Bernhard's Füßen auf den Schemel und das kleine Thier streichelnd und liebkosend, bat sie:

„Erzähle weiter, mein Freund.“

„Die Erzählung ist zu Ende. Schilden zog mich in demselben Moment, wo sich meine und des falschen Spielers Augen begegneten, mit sich fort, indem er mir zuflüsterte, ich wisse nun genug, der Mensch wäre ein gefürchteter Raufbold, mit dem ich mich nicht in Händel einlassen möge. . . Damals

war ich noch," setzte Hardungen mit eigenthümlichem Lächeln hinzu, „eines jener harmlosen Wesen, die unbekannt mit der Manier sind, in welcher die Welt behandelt sein will. . . Ich folgte. Aber wir beide, der falsche Spieler und ich, waren von dem Augenblicke an Todfeinde, das las ein Jeder aus des Andern Blicken."

Selma blickte in Gedanken versunken vor sich nieder. . . Die Erzählung Hardungen's war für sie von gewissem Interesse:

„Und bist du auch nicht im Irrthum," frug sie endlich, den jungen Mann scharf fixirend, „war jener Bankhalter wirklich der Hauptmann Klingen?"

„O nein, nein, ich habe mich nicht geirrt. Wer könnte je dieses Gesicht vergessen, mit den tiefliegenden, funkelnden Augen, überwölbt von grauen, buschigten Brauen, dieses Kinn und diesen Mund, welche mich immer an die Physiognomie eines Tigers erinnerten und vor Allem diesen weißen Schnurrbart, welcher so seltsam absticht von dem dunkeln Teint, — o diese Züge verwechselt Keiner, am wenigsten ich, dem der Mensch, dem dieses Antlitz gehört, durch sein Spiel an den Rand der Vernichtung brachte. . . Doch nun genug davon, mein

Kind," schloß er, indem er langsam über ihr reiches, üppiges Lockenhaar hinstrich, „nun ein Wort über deine eigenen Angelegenheiten ..."

„Der Intendant hat mir gestern geschrieben," lächelte sie spöttisch, Hardungen einen Brief reichend.

„Der Mann hat nicht ganz Unrecht, Selma," meinte dieser, nachdem er die Zeilen durchflogen... „Er verlangt eine gewisse Garantie von dir gegen die Wiederkehr ähnlicher Vorfälle, wie sie bei deinem ersten Hiersein vorkamen... Glaubst du diese Garantie geben zu können?" Und er richtete seinen Blick prüfend auf die schöne junge Frau... Diese blickte den jungen Mann mit schmachtendem zärtlichen Lächeln an und indem sie mit reizender Coquetterie ihr Haupt ein wenig nach vorn neigte und ihre Arme leicht um seinen Nacken schlang, flüsterte sie mit leise bebender Stimme:

„Und du fragst noch, Bernhard, du kannst noch zweifeln?" ..

Es giebt Männer, die wohlerfahren und geschickt in allen Dingen sind, zu denen klarer Verstand, Kenntnisse und Muth und Erfahrung gehört, die aber trotzdem sehr unbewandert in der Liebe und

vor Allem in der Kenntniß des Frauenherzens sind. Hardungen gehörte zu ihnen. Bis zu seinem Verhältniß mit der Schauspielerin hatte er die Frauen nur sehr flüchtig kennen gelernt. Als ihn daher das hübsche, junge und unläugbar auch interessante Weib so innig und tief in die Augen blickte, fühlte er jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Neigung zu ihm schwinden.

Neigung? Wie fuhr ihm das Wort durch den Sinn ... wie matt und kühl es gegen Liebe klingt... Aber fühlte er denn Liebe zu der Schauspielerin, war das Gefühl, welches ihn an sie fesselte, wirklich jene süße, milde, zarte, lodernde Leidenschaft, jenes Etwas, das so alt wie das Menschengeschlecht ist und doch in immer neuen Wandlungen in der Brust jedes Einzelnen wieder neu entsteht? . .

Vielleicht war er hierüber selbst sehr im Unklaren, als er sich nach jener Frage zu der jungen Frau niederbeugte und sie auf Stirn und Wangen küßte, eine Liebkosung, die zärtlich und mit einem leisen coquetten Erröthen von der Künstlerin aufgenommen wurde. War es doch trotz des vertraulichen „Du" und trotz des intimen Tons, der zwischen den Beiden herrschte, die erste Liebkosung, welche

Selma von ihm empfing. Denn Hardungen, so muthig und keck er der Welt, den Männern gegenüber war, so zaghaft, schüchtern war er den Frauen gegenüber — sobald es sich um Liebe handelte. . .

Es war dies aber ein Fehler einem Weibe gegenüber, wie Selma Schütz, einer leidenschaftlich organisirten Natur, welche die Zeit romantischer Mondscheinsliebe schon lange hinter sich hatte. . .

Die Uhr auf dem Spiegeltisch schlug. . .

Hardungen reichte der Freundin die Hand zum Abschied. . .

„Auf Wiedersehen also — morgen."

„Du kommst heute nicht?" flüsterte sie, sich zärtlich an seine Schulter lehnend, während ihr Auge mit schmachtendem Ausdruck zu ihm aufblickte. . .

„Morgen, Selma," antwortete er — „für heute habe ich eine Einladung zu dem Geheimerath Olbers. . . Der Mann," fügte er lachend hinzu, „will Carriere machen und ich soll, wie es scheint, eine Sprosse seiner Leiter bilden. . . Er mag sich vor Täuschungen hüten. . . Und nun adieu, mein Kind, und vergiß meine Warnung in Betreff des Hauptmanns nicht."

Als Selma die Klingel der Hausthüre, die sich

hinter ihm schloß, mit ihrem hellklingenden Tone gehört, schlug sie ein lustiges Gelächter auf und ging auf den Vorhang zu, welcher den Eingang zu dem Salon verbarg.

„Das Bild von Saïs," lachte sie, indem sie die Gardinen zurückschlug.

Ein Offizier in Uniform warde auf der Schwelle des Salons sichtbar. . .

Es war eine düstere Gestalt, mit grauem, wild überhängendem Schnurrbart, tiefliegenden, funkelnden Augen, von buschigten wäßen Augenbrauen überwölbt.

Eine fahle Blässe decke sein Gesicht. Es war die Blässe des grimmigsten Hasses und Zornes. . .

Selbst die Schauspiekrin wich unwillkürlich einen Schritt zurück, als sie deses von der wildesten Wuth entstellte Gesicht sah. ..

„Sie sehen furchtkar aus . . . Hauptmann, wahrlich, grausiger wie Banco's Geist."

„In der That, inden Sie das, schöne Frau?" rang es sich heiser aus seiner Kehle los, „oder glauben Sie, daß ich auch Komödie spiele? . . ." Und seine Augen hefeten sich mit ihrem unheimlichen Glanze durchbo/rend auf die Schauspielerin. . .

Selma Schütz fühlte wie unter dem Einfluß dieses unheilverkündeten Blicks ein Grauen sich ihrer bemächtigt und eine unbestimmte dunkle Furcht wie eine kalte Schlange ihr die Brust zusammenschnürte. . . Indessen, sie war ein Weib von entschlossenem Wesen und hatte schon manche ernste Situation in ihrem vielbewegten Leben überstanden. Jene Anwandlung von Schwäche abschüttelnd und in ihre frühere kecke Laune zurückfallend lachte sie:

„Wahrlich, Hauptmann, schreckhaft wie Banco's Geist, furchtbar, wie der steinerne Gast. . . Indessen mögen Sie auch ein Medusenhaupt haben — für mich werden Sie nach wie vor der liebenswürdigste Gesellschafter sein, darum soyons amis Cinna —" und sie reichte ihm die Hand. . .

Ein häßliches Lächeln fuhr über die verwitterten, von Leidenschaften jeder Art durchfurchten Züge des Offiziers und ohne in die dargereichte Hand der Schauspielerin einzuschlagen, frug er noch immer mit wutherstickter Stimme und höhnischer Geberde:

„Das mir, dem falschen . . ." er brachte das Wort nicht über seine Lippen, „dem Bankhalter, der es versteht corriger la fortune. . ."

Selma lachte lustig auf, während zugleich ein listiger, schlauer Blick den Hauptmann streifte:

„Ah, bah, glauben Sie, daß ich die Anekdote für wahr halte, die mir Herr Hardungen eben erzählte . . . ich bin Ihnen Revanche schuldig — nehmen Sie Platz, Herr Hauptmann.“ Und sie hob ihr Taschentuch, welches sie bei Hardungen's Eintritt über ein Spiel Karten geworfen, „die Karte ist gemischt und gegeben — coeur ist àtout.“

Der Hauptmann ließ sich stumm an dem Spieltisch nieder.

„Sind Sie nun überzeugt, daß ich die Geschichte für einen pikanten Feuilletonscherz halte, den mir Herr Hardungen nur zur Unterhaltung erzählte und blos um ihn pikanter zu machen mit existirenden Persönlichkeiten ausstaffirte? . . Aber Sie sind zerstreut, der Stich gehört Ihnen.“

„Sie haben Recht, ich bin zerstreut,“ grinste der Hauptmann mit einer seltsamen Miene, „es ist das aber kein Wunder, wenn man doppelte Revanche zu geben hat... Coeur wird dabei immer àtout sein...“

Und er lachte wieder ingrimmig auf. . .

Die Schauspielerin blickte empor, sie hatte den Hauptmann nicht recht verstanden. . .

„Ich glaube," warf sie mit unverwüstlichem Leichtsinn hin, „Sie denken immer noch an das alberne Mährchen Hardungen's? Aber das kommt von dem hinter den Gardinen stehen. . . Im Grunde," fuhr sie etwas verdrießlich fort, „bin ich an der ganzen Scene schuld . . . ich hätte ruhig meine Partie mit Ihnen weiter spielen und Sie nicht in dem Salon verbergen sollen. . ."

Der Hauptmann antwortete nicht. Als aber dieser in seiner Zerstreuung Fehler über Fehler beim Spiel machte und sie eine Partie nach der andern gewann, kam eine ausgelassene Lustigkeit über sie...

„Nein, nein, lieber Hauptmann," lachte sie endlich, „Sie dürfen sich nicht mit Hardungen schlagen — was sollte denn aus ihrer armen Freundin werden?" setzte sie doppelsinnig hinzu. . .

Sechstes Kapitel.

Anknüpfungen und Erinnerungen.

Linda hatte an dem Ballfeste, welches ihr Vetter wenige Tage nach Weihnachten gab, anfänglich nicht Theil nehmen und auf ihren Zimmern bleiben wollen. . .

„Sie wissen, Cousin, daß ich an Ihren diplomatischen Fêten sehr wenig Geschmack finde . . .“ sagte sie ihrem Vetter. . . „Diese langweiligen Gesichter, diese nichtigen, inhaltslosen Gespräche. . . Wenn diese Menschen nicht zufällig ein Wappen und einen Stammbaum aufzuzeigen hätten, wenn man sie in Bauernkittel oder Arbeiterblousen steckte, kein Mensch würde sich nach ihnen umsehen. . .“

„Bst, bst, kleine Jacobinerin,“ lächelte ihr mit dem Finger drohend Herr von Olbers, „Sie raisonniren da wie ein Conventsprediger von 1793. . . Aber

ich glaube daran ist Ihre Lectüre schuld, liebe Cousine. . . Wie kann eine Dame von feinem Geschmack an Jacobinern wie Friedrich von Sallet, Kinkel, Freiligrath, Prutz, Gutzkow Gefallen finden. . . Warum wählen Sie nicht die Romane und Novellen unseres Freundes des Majors von Klosek, oder die des Herrn Hofrath Schlagfelder. Da bewegt man sich stets in guter Gesellschaft. . . Oh, es ist ein köstlicher Autor dieser Schlagfelder! Wie sinnig er über die Theebereitung zu beschreiben versteht, wie er die verschiedenen Cigarrendüfte schildert, ich versichere Ihnen, Cousine, ich rieche das Kraut der Havannah förmlich . . . und dann wie er die Freuden eines Garçondiners bei herabgelassenen Fenstervorhängen, mit dicken Teppichen auf den Dielen und hellem Feuer im polirten Kamin malt. . . Diese geistreichen Unterhaltungen, die er seine Barone, Majors, Rittmeister, Legationssecretärs und Grafen führen läßt, diese unnachahmliche Noblesse, die in Allem liegt, was sie thun, sprechen und dann die wohldressirten Bedienten und die feine Manier, mit der er das bürgerliche Pack lächerlich zu machen versteht, ach! er ist süperbe, süperbe . . . in's Feuer mit Ihren Jacobinern, lesen Sie Schlagfelder und

Sie werden meine diplomatischen Fêten nicht mehr langweilig und die Legationssecretäre blasirt und inhaltslos . . . finden." Der Geheimerath hatte das wieder mit jener Selbstironie in Ton und Geberde gesprochen, die ihm zur zweiten Natur geworden war. . .

Der Effect war ein sehr natürlicher.

Linda lachte herzlich über die seltsame Vertheidigung der Leib-Lectüre ihres Vetters und als auch Mathilde ihre Bitte hinzu fügte, sie beim Empfang der Gäste zu unterstützen, versprach sie lächelnd:

„Es sei denn. Ich werde mich mit Euch gemeinschaftlich langweilen, aber wehe Ihnen, Vetter, wenn Ihr Schlagfelder gelogen hat. . ."

Es war eine zahlreiche Gesellschaft, die sich in den Salons des Geheimeraths von Olbers bewegte...

Viele Ordenssterne, bunte Bänder, goldne Kammerherrnschlüssel, rauschende Seidengewänder, um junge und alte Gestalten sich bauschend. . .

Man tanzte, man spielte und unterhielt sich oder erholte sich am Büffet. . .

Nur zwei der Eingeladenen fehlten noch.

Der Eine war der neue Director der königlichen Privat-Museen Dr. Joseph Marecampus, der An-

dere der Redacteur der Tribune, Hardungen. . . Daß Hardungen so spät kam, war dem Geheimerath nicht ganz unerwünscht. . .

Ein Mann ohne Titel, ohne officielle Stellung in der Bureaukratie und auch nicht jenen Kreisen angehörend, die sich — wir wissen nicht warum — „die Gesellschaft“ nennen, war immerhin eine etwas auffällige Erscheinung in den Salons des Geheimeraths, selbst wenn dieser Mann der einflußreiche Redacteur der Tribune war. . . Wenn er jetzt kam, wo die Salons gefüllt, verschwand er unter der Menge und der Zweck, den Olbers mit der Einladung verband, war erreicht, ohne daß er sich zu sehr dabei compromittirt hätte.

Aber Marecampus Nicht-Erscheinen frappirte ihn. Zwar hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, allein er hätte es gern gesehen, wenn der Museen-Director, von dessen Einfluß auf den jungen König man sich viel in die Ohren flüsterte, beim Beginn der Fête zugegen gewesen wäre. . . Eine vertrauliche Annäherung wäre dadurch jedenfalls erleichtert worden. . .

Während der Geheimerath das Erscheinen des Directors mit einer sich von Minute zu Minute

steigernden Ungeduld erwartete, sah seine junge Frau dem Augenblicke, wo dieser Mann ihre Schwelle überschreiten würde, mit einer Furcht, die an's Entsetzen streifte, entgegen. . .

Sie hatte nicht früher, als schon die ersten Gäste erschienen, von ihrem Manne erfahren, daß der Director sich auch unter den Eingeladenen befand.

„Wenn ich nicht irre, mein Kind," hatte er ihr lächelnd zugeflüstert, „ist der neue Director der königlichen Museen ein Landsmann von dir. Du wirst dich gewiß freuen, ihn hier zu sehen. Aber ich bitte dich, erschrecke nicht, wenn er dir sein Compliment macht, wie neulich, als er uns seine Karte überschickte. . . Es ist übrigens eine ganz passable Persönlichkeit. Manche meinen sogar, er habe etwas Imponirendes. Mich freilich," fuhr er mit seinem ironischen Lächeln fort, „erinnert er mit seinen gemessenen, feierlichen Bewegungen und seiner etwas metaphysischen Ausdrucksweise an die alten persischen Magier. Wahrlich, so denke ich mir die Kerls, die dem alten Astyages mit ihrer Prophezeihung so in Harnisch jagten. . ."

Er nahm ein paar Körner Spaniol aus seiner

Brillantdose, schnippte sie in die Nase und flüsterte mit feinem Lächeln:

„Indessen würdest du mir einen Gefallen thun, wenn du ein klein wenig mit ihm kokettirst — so gescheut diese gelehrten Pedanten im Uebrigen auch sind, so leicht lassen sie sich doch von ein paar schönen Augen blenden. . .“

Bei den ersten Worten ihres Mannes hatte Mathilde diesen mit einem entsetzten Blicke angestarrt und wenn der Geheimerath nicht die häufige Angewohnheit gehabt hätte, während er sprach den Deckel seiner Tabatière mit einem diplomatischen Lächeln zu betrachten, so hätte er die Blässe, wie das Zittern seiner Frau bei den ersten Worten, die er ihr zuflüsterte, bemerken müssen.

Aber Herr von Olbers war viel zu sehr mit seinen Combinationen und Poliren seiner Dose beschäftigt. Er bemerkte weder die tiefe Blässe, noch die glühende Röthe, die dieser folgte, als er seiner Gattin die seltsame Verhaltungsregel in Betreff des Museen-Directors gab. . .

Einen Moment — aber nur einen Moment lang erwachte wieder ein die junge Frau in ihren innersten Lebenstiefen packender Argwohn in ihrem Ge-

müthe. Aber so viel Entsetzliches für sie auch in dem Gedanken lag, daß ihr Mann Alles wisse, sie hätte selbst die Bestätigung ihres Argwohns jener qualvollen Ungewißheit vorgezogen, in der sie sich jetzt befand. . .

Im ersten Falle hätte eine einzige peinvolle Scene Alles entschieden, auf diese oder jene Weise, während sie jetzt eine Reihe der qualvollsten Situationen erwartete. . .

Linda, welche die Blässe, die nervöse Unruhe ihrer Cousine bemerkte, frug sie flüsternd:

„Bist du krank, Mathilde — du siehst sehr blaß und angegriffen aus. . .“

„In der That . . . ich fühle mich etwas unwohl. . . Die Wärme, der Duft dieser verschiedenen Parfüms greift meine Nerven an; doch es wird vorübergehen, liebe Linda.“

„Wärme und Parfüms,“ lächelte Linda, „daran gewöhnt man sich. Aber diese faden Schmeicheleien, mit denen man verfolgt wird, diese mit der wichtigsten Miene gehaltenen Gespräche über die Eintagsfliegen unter den Begebenheiten . . . das martert, das greift die Nerven an, wie die ätzendste Säure das Metall. . .“

„Man beobachtet uns," flüsterte ihr die junge Frau zu, „dort die Gräfin von B. . . richtet ihre Lorgnette hierher. . . Neue Gäste . . . ich bitte dich, liebe Linda, hilf mir die Honneurs machen..."

In den Vorzimmern schlug es eben 10 Uhr, als Marecampus der Museendirector, und der Redacteur Harbungen eintraten. Der Letztere, welcher die Absicht des Geheimerathes bei seiner Einladung sofort errieth, wie aus der Andeutung, die er gegen Selma Schütz gab, hervorgeht, war noch wenige Stunden vorher von einem Zweifel befallen worden, ob er zu der Fête gehen solle oder nicht. . .

„Geh'," hatte ihm der Doctor Schilden, der ihn am Abend besuchte, gerathen, „du wirst wenigstens deine Neigung zur Satire befriedigen können, man muß diese sogenannte Gesellschaft in der Nähe betrachten — um sich wundern zu können, wie es sonst ziemlich verständige Menschen giebt, die Gewicht darauf legen, zu ihr gerechnet zu werden. . ."

„Hat der Mann Familie? . . . Kennst du ihn näher?" . .

Der Arzt zuckte lächelnd die Achseln. ..

„Von einem Armenarzt zu verlangen, daß er im Geheimraths-Viertel orientirt sein soll . . . ich

kenne von dem Manne nicht mehr als den Namen. Wer kann auch in einer Stadt von zweimalhunderttausend Einwohnern jeden Einzelnen kennen, zumal, wenn man so ein Neuling von Bewohner ist. . ."

„Entschuldige," lächelte Hardungen, „ich vergaß, daß du dich vier Jahre unter wilden, fremden Völkerschaften herumgetrieben und kaum erst ein Jahr hier hausest. . ."

„Du gehst also," sagte der Arzt zu seinem Hute greifend, „vergiß nicht, uns morgen zu besuchen; aber mache dich auf eine Ueberraschung gefaßt. Du wirst unsern Menschenhasser, unsern Timon-Wenzel in eine Affenmutter verwandelt finden. . . Natürlich blos um aus seinen Findling einen gelehrigen Jünger zu erziehen, der in seine Fußtapfen tritt. Im Uebrigen eine prächtige Natur, ebenso wie der kleine Bube, den er als jungen Diogenes in einem Fasse fand."

Der Director der Museen hatte eine Vorlesung bei dem Könige abgehalten. . .

Der Monarch, unvermählt und auch ohne einen andern ihm nahestehenden Familienkreis, liebte es, Abends ohne jedes Ceremoniell einen Kreis von Gelehrten und Schriftstellern und Künstlern um sich

zu haben. . . Seine Majestät zeigte sich in diesen Stunden als Mensch. Man las vor, zeigte Entwürfe und Zeichnungen, erzählte interessante Reiseabenteuer, rauchte gute Cigarren und trank noch bessern Ananas-Punsch dazu. Die Kenntnisse Seiner Majestät waren zwar sehr fragmentarischer Natur, allein die Mitglieder jenes Kreises wußten diese Fragmente immer in's beste Licht zu stellen. Besonders zeichnete sich in dieser Kunst, das allerhöchste wissenschaftliche Stückwerk brilliren zu lassen, der Museendirector Marecampus aus, eine Eigenschaft, die dem hochstrebenden Manne bei dem Ehrgeiz des Königs, gern als Gelehrter zu glänzen, sehr zu statten kam.

Heute hatte man über alt-ägyptische Baukunst gelesen und gesprochen, war auf die Mysterien der Isispriester und die eleusinischen Geheimnisse gekommen und Seine Majestät hatte Gelegenheit gefunden, einige geistreiche Bemerkungen darüber in's Gespräch einzustreuen.

Er wußte es dem Museendirector sehr Dank, daß sich dieser erst gestern mit ihm darüber eingehend unterhalten und heute dasselbe Thema auf geschickte Weise in dem Abendzirkel angeschlagen hatte...

Auch blieb die huldreiche Weise nicht unvermerkt, mit welcher Seine Majestät den Director verabschiedete.

„Geben Sie Acht, von Koppelsdorf," flüsterte der Hofrath Schlagfelder, ein Novellist von angenehmem Erzählungstalent, dessen Lob der Geheimerath von Olbers gegen seine Cousine so laut gepriesen, „geben Sie Acht — an dem Fracke des Marecampus sehe ich den gelben Salamander dritter Klasse hängen, ehe die Trauben reif werden — haben Sie nicht das gnädige Lächeln Seiner Majestät beim Abschied bemerkt?"

Professor von Koppelsdorf, ein naturforschender Schöngeist, welcher die Chemie und Physik mehr am Theetische vornehmer Damen, als in den Hörsälen lehrte, strich sich mit einem ironischen Lächeln seinen langen, blonden Schnurrbart.

„Der grüne Salamander wird sich allerdings auf der Brust des Museendirectors befinden — aber im Grunde genommen, lieber Schlagfelder, würde es vielmehr Farben-Sinn der Majestät verrathen, wenn sie Ihnen den gelben Salamander geben würde. Neben dem Kameelorden mit Granatenblüthe, den Sie voriges Jahr von dem italienischen Herzog,

welchen Sie auf seinen orientalischen Reisen begleitet, erhielten, würde der gelbe Salamander ..."

Der dicke Literat und Hofrath ließ ihn nicht vollenden.

„Tröpfeln Sie keine Salzsäure auf Ihre Bemerkungen, lieber Koppelsdorf," lachte Schlagfelder, „oder ich erzähle Ihnen eine Geschichte von einem gewissen Professor der Chemie, welcher, um Mitglied des Ordenscapitels vom Maulbeerbaum zu werden, den Mops einer sehr einflußreichen und hochstehenden, dabei aber die barockften Einfälle habenden Dame rosenroth und himmelblau färbte..."

„Wollen Sie schweigen, boshafter Verläumder," raunte der Professor der Chemie dem Hofrathe zu, „der Museendirector ist dicht hinter uns."

Marecampus hatte das Gespräch der Hauptsache nach gehört.

Er ließ sich indessen dies nicht merken. Mit einem feinen Lächeln grüßte er die Beiden, die den Gruß verbindlichst erwiderten... Sie sahen dabei den leisen, verächtlichen Zug um die Mundwinkel nicht, noch hörten sie die Worte, die er vor sich hinflüsterte: „Bescheidene Seelen, die mit einem bunten Bändchen zufrieden sind und sich willig daran

führen lassen, wie ein Hund an der Fang-
leine. . ."

Mit dem Ausdruck stolzen Selbstgefühls, dessen
Ursprung sowohl auf eine gewisse Selbstschätzung
als Ueberhebung zurückzuführen, trat der Museen-
director dem Geheimerath entgegen, der um den ein-
flußreichen Mann so beschäftigt war, daß er Har-
dungen ganz übersah.

Der Redacteur, dem Marecampus persönlich
gänzlich unbekannt war, warf im Vorbeigehen einen
flüchtigen Blick auf den Museendirector.

„Eine eigenthümliche Erscheinung," dachte er bei
sich, „so könnte ich mir etwa einen modernen Ig-
naz Loyola, vielleicht auch einen nordischen Muha-
med oder deutschen Cagliostro denken," setzte er für
sich lächelnd hinzu.

Er ging durch den Ballsaal in die anstoßenden
Spiel- und Büffetzimmer und dann wieder zurück
in den Salon, wo er sich die Physiognomien der
Gäste betrachtete. . .

Wie er so sein Auge durch den Saal schweifen
ließ, sah er, wie der Geheimerath mit jenem ihm
Unbekannten auf zwei Damen zuschritt.

Es war die Geheimeräthin und Linda.

Als die junge Frau jenen Mann, dessen Ankunft sie seit einigen Stunden mit einem Gefühl tiefen Entsetzens erwartete, über ihre Schwellen schreiten sah, faßte sie mit hastiger, fast krampfiger Geberde Linda's Hand. . .

„Linda," flüsterte sie in fliegender Hast, während eine erschreckende Blässe ihre Züge überflog, „ich empfinde einen Anfall von Herzkrampf. . . Dort kommt mein Mann . . . ich will ihn nicht erschrecken . . . aber ich bitte dich, bleibe so lange bei mir. . ."

Der Geheimerath, lächelnd, diplomatisch-plaudernd, den Liebenswürdigen spielend, war zu den beiden Damen des Hauses mit den Museendirector getreten. . .

Dieser, während seines Gesprächs mit Herrn von Olbers die Gruppen links und rechts musternd, blickte zu den Damen erst in demselben Moment auf, wo ihn der Geheimerath vorstellte.

„Herr Doctor Marecampus, Director der königlichen Museen. . . Meine Frau . . . . Fräulein Linda von Olbers. . ."

Der Director blickte auf und — doch nein weder der Geheimerath, noch irgend ein anderer der

fremden Gäste bemerkten den blitzschnellen Ausdruck des Schreckens, der Ueberraschung, welcher sich in dem Auge des Directors malte, als sein Blick die junge Frau traf, welche sich von einem tiefen Beben ergriffen, grüßend verbeugte — ihre letzten Kräfte zusammenraffend, um nicht einen Auftritt zu geben und ohnmächtig ihrer Cousine in die Arme zu fallen. . . Nur zwei Personen im ganzen weiten Saal waren es, welche das Erschrecken Marecampus bemerkt hatten: Linda und Hardungen, dessen scharfes Auge sich fest und unverwandt auf die Züge des ihm unbekannten Mannes gerichtet hatte. . .

„Es gereicht mir zur unendlichen Freude, gnädige Frau," redete Marecampus mit sonorer Stimme und im Tone ruhiger Unbefangenheit die mühsam nach Fassung ringende junge Frau an, „in Ihnen, wie mir Ihr Herr Gemahl soeben mittheilte, eine Landsmännin begrüßen zu dürfen. . . Sie sind gleich mir an den schönen Ufern des Rheins geboren und die Luft der Heimath ist so süß, daß uns selbst die Erinnerung daran berauscht. Haben Sie schon lange unsern schönen Strom verlassen . . .?"

Die Sinne der jungen Frau verwirrten sich. Diese Unbefangenheit, dieses Fremdthun war ihr fast noch

furchtbarer als es eine Erkennungsscene hätte sein können. . . Ein Schauder vor der Verstellungsgabe, vor der Beherrschungskraft dieses Mannes faßte sie und sie fühlte wieder jene dämonische Macht, die diesem Manne inwohnte, Gewalt über sie gewinnen — trotz des Entsetzens, den er ihr einflößte. . .

„Vier Jahre ist es . . .“ hauchte sie endlich mühsam, als der Museendirector mit derselben Unbefangenheit seine Frage noch einmal wiederholte. . .

„Und sind Sie, mein gnädiges Fräulein, auch an den schönen weinumrankten Ufern jenes Stromes heimisch, auf dessen Felsen die schöne Zauberin Loreley sitzt und mit ihrem Sange die Schiffer und Fährleute hinab in die Tiefen zieht?“

Er richtete dabei sein großes, dunkeles Auge mit einem fragenden, forschenden Ausdruck auf das Fräulein von Olbers.

Eine schwächer organisirte Frauennatur würde vielleicht unter diesem Blicke den ihrigen gesenkt haben, aber Linda erwiderte ihn fest, sogar mit einem gewissen herausfordenden Ausdrucke . . .

„Sie irren sich, mein Herr,“ antwortete sie in einem kühlen Tone, aus dem ein feines Ohr etwas

Gereiztes, beinahe an's Feindselige streifende heraus hören konnte. .

„Ich bin eine Tochter dieses Landes . ." setzte sie mit einem leichten ironischen Lächeln hinzu, „dieses prosaischen, kalten Landes, das zu nüchtern ist, um die poetische Rebe zu erzeugen und sich mit Kartoffeln und Korn begnügen muß."

„Sie hat wahr gesprochen, meine gnädige Cousine," lächelte der Geheimerath, „es ist ein nüchterner, sceptischer Boden, auf dem wir hier stehen. Ein Land der Freigeister und Raisonneurs. Sie können ein gutes Werk stiften, Herr Director, wenn Sie meine Cousine Jacobinerin von ihren revolutionären Ideen auf den rechten Pfad zurückbringen. . ."

Marecampus lächelte. .

„Das ist wohl nur eine Uebergangsperiode und der Zweifel ist das Fegefeuer geweihter Geister. Nur die gewöhnlichen Naturen berührt er nicht — er läßt ihnen ihre Schlacken. Aber zu jedem, der eine große Mission verrichtete, trat einmal dieser Versucher. Bei Ihnen, mein gnädiges Fräulein, sollte zwar eine Ausnahme stattfinden. Die Mission, die Ihnen zu Theil geworden, ist zu glänzend in Ihrer

ganzen Erscheinung ausgedrückt, um auch nur zum geringsten — Zweifel Berechtigung zu geben. . ."

„Man könnte Sie den liebenswürdigsten Schmeichler nennen," fiel Herr von Olbers ein, „wenn das, was Sie eben in Bezug meiner theuren Cousine sagten, nicht die vollkommenste Wahrheit wäre. . ."

„Und darf ich so unbescheiden sein," unterbrach ihn Linda mit jener ironischen Färbung im Ton, welche ihre Gespräche mit ihrem Vetter meistens trugen, „nach meiner Mission zu fragen?"

„Zu herrschen im Reiche des Schönen," antwortete der Museendirector mit einer Verbeugung, welche Achtung und Galanterie zugleich ausdrückte...

Eine leichte Röthe färbte einen kurzen Moment ihre Stirne.

„Und du wolltest mir immer abstreiten," lächelte sie, sich zu der jungen Frau wendend, welche in qualvoller Pein diesem kurzen Zwiegespräche zugehört, „daß wir Frauen zum Herrschen geboren sind..."

Zu der Gruppe tretende Gäste unterbrachen eine Unterhaltung, welche Marecampus gern noch fortgesetzt. . .

Seine Blicke folgten den beiden Freundinnen, die sich bald von einer Schaar junger Männer um-

ringt sahen und ein leiser Mißmuth stieg in seinem Gesicht auf, als er sah, wie Linda von Olbers das Engagement eines jungen Mannes zu einem eben beginnenden Contretanz annahm. . .

Er wendete sich zu einem Herrn in seiner Nähe...

„Kennen Sie vielleicht den jungen Mann, welcher eben jetzt mit Fräulein von Olbers tanzt?."

Der Angeredete kniff seine Lorgnette zwischen die Augen, starrte eine Weile auf das sich lebhaft unterhaltende Paar hin und zuckte dann die Achseln.

„Bedauere, vollkommen unbekannt . . . exotisches Gewächs, wie es scheint . . . nicht hier heimisch. Doch wenn es Sie interessirt, Herr Victor," und er wendete sich zu Einem eben Vorübergehenden, welcher jetzt erst in den Salon getreten war. Der Angeredete, ein junger Mann mit langem bis auf den Kragen niederfallenden, hinter die Ohren zurückgestrichenem Haar, nachlässig umgeschlungener Cravatte und etwas exaltirtem Wesen in seiner ganzen Erscheinung blieb stehen. . .

„Ah, du bist es Alfred," redete er den mit der Lorgnette an, „ich habe dich lange nicht gesehen — hält dich vielleicht eine Armida in ihrem Zaubernetz gefangen. . ."

„Laß mich mit deiner mittelalterlichen Mythologie in Ruhe und sage mir: kennst du den Mann, welcher mit Fräulein von Olbers tanzt? Er scheint mir etwas in deine Species zu rangiren, lieber Wolkowsky, unübertrefflichster aller Geigenkünstler. . ."

Der Virtuos, welchen Herr von Olbers eingeladen, weil es zum Ton gehörte, einige Virtuosen-Größen in seinem Salon zu haben, um sie seinen Gästen zeigen zu können, gewissermaßen als Curiositäten, wie man etwa eine Giraffe, ein Känguru zeigt, warf einen Blick nach der angedeuteten Richtung. . . Ein leichtes Erstaunen malte sich in seinem Gesicht.

„Kennst du den Redacteur der Tribune, den Rechtsanwalt Hardungen nicht? Er ist's, bei Paganini's Bogen. . ."

Der Andere warf einen lächelnden Blick auf den Virtuosen.

„Schwörst du noch immer darauf? . . Nun, sei nur ruhig, es ist wenigstens eine Originalität. . ." Sich dann zu dem Museendirector wendend, der einige Schritte von den Beiden abwärts stand, sagte er:

„Herr Hardungen, Rechtsanwalt, jetzt Redacteur der Tribune. . .“

Der Museendirector lächelte verbindlich.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit meiner Neugier incommodirte!“

Der Andere verbeugte sich und ging mit dem Geigenkünstler weiter. . .

„Hardungen,“ murmelte Marecampus, indem er sinnend vor sich niedersah. . .

„Der Mann ist mir nicht fremd . . . und doch entsinne ich mich nicht. . .“ Da zuckte eine Erinnerung durch seine Seele.

„Redacteur der Tribune . . . jenes Blatt, in welchem ich neulich den Artikel gegen meinen Aufsatz im „Glaubenswächter“ las . . . richtig, Hardungen war der Name. . . Ah, du scheinst meine Wege zu kreuzen. . . Vielleicht ohne daß du es willst. .“

Da sah er die Frau von Olbers sich gegenüber, umgeben von einigen Damen, mit denen sie sich angelegentlich zu unterhalten schien.

Aber es entging ihm nicht, wie ihre Blicke, so oft sie sich unbeobachtet glaubte, herüber zu ihm flogen, scheu voll innerer Angst und bebend zurückfliehend, wenn sein Auge dem ihrigen begegnete. . .

„Sie hier zu finden ... wie hätte ich das ahnen können. ... Aber es muß zu einem Abschluß kommen mit der Vergangenheit und heute noch.“ Und mit dem Ausdruck eines Mannes, der einen festen Entschluß gefaßt hat und gesonnen ist ihn durchzuführen, koste es, was es wolle, mischte er sich unter die Gruppen der Gäste. . .

Der Contretanz war zu Ende.

Hardungen führte seine Dame nach ihrem Tabouret am oberen Ende des Salons. . .

Er hatte Herrn von Olbers, der sich, wie er sagte, sehr glücklich schätzte, dem Redacteur der Tribune in seinem Hause zu sehen, gebeten, ihm Fräulein von Olbers vorzustellen. Zugleich bat er sie um den nächsten Contre.

Linda, welche sich, als der Geheimerath ihr Hardungen's Namen nannte, sofort jenes Theaterabends und der ironischen Bemerkungen ihres Vetters darüber erinnerte, nahm die Aufforderung mit einer gewissen Kälte an.

Hardungen bemerkte dies. . .

„Gnädiges Fräulein,“ lächelte er und es klang wie ein leiser Spott durch seine Worte, „wenn Sie ermüdet sind oder es vorziehen sollten, nicht mit mir

zu tanzen, so bitte ich Sie freundlichst, dies mir offen zu sagen. . . Nichts ist für mich peinigender, als meinen Gefühlen Zwang anzuthun. Ich bin zu gerecht, um Andern nicht dasselbe zuzugestehen. . . Sie sehen mich, gnädiges Fräulein, heute nun zwar zum ersten Male — meine Persönlichkeit ist Ihnen völlig fremd. Indessen es giebt Physiognomien, gegen die man im ersten Augenblicke einen entschiedenen Widerwillen hegt. Vielleicht habe ich das Unglück für Sie, mein Fräulein, eine solche Physiognomie zu besitzen. Empfinden Sie eine derartige Idiosynkrasie, so legen Sie Ihren Empfindungen durchaus keinen Zwang an. . .“

Eine solche Sprache hatte Linda noch nicht gehört; aber, wenn sie sich selbst gegenüber es gestehen sollte: so unumwunden und gegen die übliche Umgangsform diese Sprache auch war, sie mißfiel ihr nicht.

„Sie sind sehr offenherzig, mein Herr,“ und sie maß dabei Hardungen mit einem ernsten Blick, „so offenherzig, daß man Gleiches mit Gleichem erwidern muß. Aber Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich Sie heut zum ersten Male sehe. Ich war Zeuge einer Scene im Theater, wo Sie sich

einer tödtlich beleidigten Frau annahmen. Ich kann es Ihnen gestehen: ich ergriff lebhaft Ihre Partei, als ich sah, wie Sie so muthig gegen die Angegriffene eintraten. Freilich," fügte sie mit ironischem Tone bei, „war, wie ich später erfuhr, diese Theilnahme nicht so ganz uneigennütziger Natur. . ."

Jetzt war die Reihe des Erstaunens an Hardungen. . .

„Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein. . . Im Uebrigen aber kann ich Ihnen versichern, daß mir die Dame völlig unbekannt war, daß ich für sie eintrat, weil mich jede Brutalität der Gewalt empört. . ."

Diese Versichrung war in so glaubwürdigem Tone gegeben, daß Linda an der Erzählung ihres Vetters zu zweifeln anfing.

Aber ein gewisses Gefühl, über dessen Grund sie sich vielleicht selbst nicht ganz klar war, trieb sie doch an, der Sache noch mehr nachzuforschen... noch war sie von der Aufrichtigkeit dieser Betheuerung nicht völlig überzeugt. . .

„Wirklich? War das der einzige Beweggrund?" Und als sie Hardungen eine lebhafte Geberde machen sah, fuhr sie rasch fort: „Sie müssen schon

meine Zweifel entschuldigen. . Unsere Zeit ist so nüchtern-berechnend, daß es schwer wird, an solche edle Uneigennützigkeit zu glauben. . . Und glaubt Jemand in der That daran? . . .“

„Aber ich versichere Ihnen, mein Fräulein, Sie werden immer räthselhafter. . .“

Ein anderes Mädchen würde vielleicht das Gespräch hier abgebrochen haben, wenn es die Unterhaltung überhaupt auf ein so bedenkliches Thema geleitet. . .

Allein Linda gehörte nicht zu jenen Furchtsamen ihres Geschlechts. .

„Und die Lösung ist so einfach,“ lächelte sie mit jenem feinen spöttischen Lächeln um den schönen Mund, „Sie lasen im Voraus in den Augen der schönen Komödiantin den glühenden Dank und Ihre Erhebung zum Paladin, welcher für die Farbe der Dame seines Herzens streitet. . .“

Hardungen blickte betroffen auf. . . Diese, im Munde einer Dame jedenfalls gewagten Worte, warfen ein helles Streiflicht in sein Inneres und berührten da eine Partie, über welche er sich selbst noch sehr im Unklaren befand.

Was war es für ein Gefühl, das er für Selma

Schütz empfand? . . War es Freundschaft, war es Liebe? War es der Zauber, den jede schöne Schauspielerin auf die meisten Männer, die sich ihr nähern, ausübt?

Linda schien eine Antwort zu erwarten.

Er sah es an ihren forschend auf ihn ruhenden Blicken. . .

Er schüttelte verneinend das Haupt.

„Vielleicht irren Sie sich doch, gnädiges Fräulein. . . Wenn auch die Augen meiner," er hielt inne, nach dem rechten Ausdruck suchend, „meiner Freundin," fuhr er nach einem augenblicklichen Besinnen fort, „sehr schön sind, so waren sie es doch nicht, welche mich jene Brutalität strafen ließen. Mich empörte die Feigheit und die Scheinheiligkeit dieser Menschen, die ihre eigene Schlechtigkeit dadurch zu verdecken suchten. Wäre die Frau, der ich meinen Schutz spendete, eine armselige Bettlerin gewesen, häßlich und zerlumpt, ich würde nicht anders gehandelt haben. . . Oder rechnet man mir es vielleicht zum Verbrechen an, daß die Beleidigte schön ist? . ."

Linda erröthete unwillkürlich, sie wußte selbst

nicht warum, aber sie war ärgerlich auf sich selbst, das Gespräch bis zu diesem Punkte geführt zu haben...

Was ging ihr überhaupt die ganze Geschichte, was die Schauspielerin, was der Redacteur Hardungen an?

Wer weiß, ob sie ihn überhaupt je wieder sah? Und doch fühlte sie gewissermaßen eine Genugthuung bei Hardungen's Worten...

Bestätigten diese doch ihre Behauptungen ihrem Vetter gegenüber, dessen Verdächtigungen dadurch in Nichts zerfielen...

Gern hätte sie freilich noch etwas über die Natur des jetzigen Verhältnisses zwischen Hardungen und jener Frau erfahren, allein eine solche Frage war diesem ihr noch so fremden Manne gegenüber zu gewagt.

Herzutretende junge Damen, Bekannte Linda's, trennten eine Unterredung, die von Beiden vielleicht ungern aufgegeben wurde, denn sowohl Linda, als Hardungen hatten das Gefühl eines gewissen Mißbehagens, eines Unbefriedigtseins, als sie von einander scheiden mußten...

Hardungen fühlte das Bedürfniß allein zu sein,

ruhig nachzudenken und sich über Manches klar zu werden. . .

Er fand Ruhe und Einsamkeit in einem Gemach, am Ende der Zimmerreihe gelegen, das durch Blumen, Orangerie und grünes Laubgewinde zu einer Art Wintergarten umgeschaffen war. Eine Ampel, umrankt von Schlinggewächsen, welche von der Mitte der Zimmerdecke herabhing, ließ ein mattes Licht über die Blumen und Orangenbäumchen fallen und die dunkelgrünen seidnen Vorhänge, welche die Fensternischen verbargen, erschienen wie eine dichte grüne Laubwand, welche den Eingang in ein Waldgeheimniß wehrte. . .

Hardungen schlug den Vorhang auseinander und als er dahinter eine Epheulaube in die Nische hineingebaut erblickte, ließ er sich auf den Sessel in der Laube nieder, gedankenvoll vor sich hinblickend. Die Frage „liebst du Selma?“ schwirrte ihm unaufhörlich durch den Sinn. . . Dazwischen drängte sich Linda's Bild. Er sah sie immer vor seinen Blicken vorübergaukeln die schlanke Gestalt mit den klugen, tapferen Augen und dem feinen, spöttischen Lächeln um den Mund. Und wie das reiche Haar sich auf dem schönen Nacken, auf der weichen, vollen

Rundung wiegte, diese so vollen, dichten, glänzenden Flechten. . .

So träumte er in seinem abgeschlossenen, verborgenen Winkel, als er durch ein Geräusch aus seinen bunten Phantasien aufgescheucht wurde. . .

Er hörte das Rauschen eines seidnen Frauengewandes und eine zwar gedämpfte aber eindringlich sprechende Männerstimme.

Schon hob er den Arm, um den Vorhang, welcher ihn verbarg, zurückzuschlagen und aus seinem Versteck hervorzutreten, als er ein leises, unterdrücktes Schluchzen zu hören glaubte. . .

Er stutzte. Wer konnte in Mitten dieses heitern, glänzenden Festes, in Mitten dieser Menge schöner, reizender Frauen und Mädchen diese Töne des Schmerzes ausstoßen?

Die Gardine, welche Hardungen verbarg, schloß nicht so dicht, daß er nicht einen Blick in das matt erleuchtete Gemach hätte werfen können. . . Eine leicht verzeihliche Neugierde ließ ihn zwischen den Vorhang hindurch lugen. .

In demselben Moment wendete sich der Mann, dessen gedämpfte Stimme Hardungen beim Eintritt in's Zimmer vernommen, nach dem Vorhang, hin-

ter welchem Hardungen stand. Vielleicht hatte er ein leichtes Geräusch gehört, denn sein Blick war mißtrauisch und unruhig. Regungslos blieb Hardungen mit angehaltenem Athem hinter dem Vorhange stehen. . .

„Schließen wir die Thür, damit uns Niemand überrascht," sagte der Fremde zu seiner Begleiterin, welche, das Gesicht mit den Händen verhüllt, in den seidnen Kissen des Divans saß, der zwischen Orangen, Oleandern und Fuchsien stand. Die Dame antwortete nur durch ein leises Schluchzen. . .

Der Mann, in welchem Hardungen den Fremden mit der Cagliostrophysiognomie, der mit ihm zugleich in den Vorsaal des Geheimeraths getreten, erkannte, setzte sich der Dame gegenüber, sie mit einem forschenden, fast lauernden Blicke betrachtend.

„Hören Sie mich an, Mathilde," begann er, „denn es ist nothwendig, in unser Beider Interesse dringend nothwendig, daß wir uns verständigen, nachdem uns das Schicksal so unvermutheter Weise wieder zusammengeführt." Er betonte das Wort „verständigen" durch Stimme und Geberde und schwieg dann, die Antwort der Dame erwartend.

Aber es vergingen fünf, zehn Minuten, ohne daß diese antwortete. Das Gesicht mit ihrem Taschentuche bedeckend saß sie, geistig wie körperlich zusammengebrochen, in dem Divan. Selbst ihr leises Schluchzen war verstummt. Sie schien nicht einmal mehr die Kraft zum Weinen zu haben.

Ihr Begleiter warf einen unruhigen Blick auf die stumme, regungslose, junge Frau an seiner Seite. . .

„Wir haben wenig Zeit, gnädige Frau,“ hob er mit eindringlicher Geberde wieder an, „man wird bald Sie und mich vermissen. . . Hören Sie mich also an. . . Unser beiderseitiges Interesse fordert es, daß wir in der von uns heute Abend gespielten Rolle beharren. . Wir haben uns früher nie gekannt . . nie! vergessen Sie das nicht, gnädige Frau, es könnten aus einer solchen Vergeßlichkeit verhängnißvolle Folgen entstehen. . . Unsere Bahnen sind getrennt, aber selbst wenn sie sich,“ und er legte einen gewissen Nachdruck auf diese Worte, „wieder kreuzen sollten, darf ich wohl hoffen, gnädige Frau, daß Sie mir nicht feindlich gegenüber stehen. . . Ich darf vielleicht sogar darauf rechnen, daß Sie, soweit es Ihnen möglich ist und voraus-

gesetzt, daß Sie sich dadurch in keiner Weise compromittiren, mir diese Wege ebnen werden. . ."

Bei diesen Worten zuckte die junge Frau zusammen, ließ die Hände vom Gesicht gleiten und wendete sich mit einer raschen Bewegung nach dem Manne um. . .

Hardungen unterdrückte mit Anstrengung einen Ausruf der Ueberraschung. Die Dame war die junge Frau von Olbers. . .

Eine tiefe Blässe deckte ihre Züge, ihre Augen waren umflort, leise Schauer ließen ihre zarte Gestalt erbeben. Wie sie so da saß mit den blonden Locken, in ihrem weißen Atlaskleide, mit dem bleichen Antlitz und dem Blick voll des tiefsten Seelenschmerzes, fiel Hardungen die Erinnerung an eine büßende Magdalena, die er vor einiger Zeit in der Gemäldeausstellung gesehen, in die Seele. . .

Die Geheimeräthin rang nach Fassung, nach Muth, diesem Manne gegenüber, der so unheilvoll einst in ihre Schicksalskreise getreten war. . .

Mit bebender zuckender Lippe stammelte sie:

„Ich werde Alles thun... was Sie verlangen... ist es doch auch mein heißer... inbrünstiger Wunsch, zu vergessen . . . ich werde mich nie erinnern, Sie

einst . . . gekannt zu haben," setzte sie mit kaum hörbarer, tonloser Stimme hinzu. . .

Um die Lippen des Mannes an ihrer Seite spielte ein leises, fast mitleidiges Lächeln.

„Das betrifft blos den ersten Theil unserer Vereinbarung," fuhr er dann fort, indem er seine dunkeln, ausdrucksvollen Augen auf die junge Frau heftete, die unter dem Einflusse dieses, bis in ihr Inneres dringenden Blicks das Haupt neigte und die Augen fast zitternd auf den Boden richtete, „vergessen Sie nicht auch den zweiten. ."

„. . . Ich verstehe Sie nicht," flüsterte die junge Frau. . .

„Wenn unsere Wege sich kreuzen sollten," wiederholte er, „so werden Sie mir etwaige Hindernisse zu ebnen suchen. . ."

Die Geheimeräthin erbebte. Sie fühlte, wie dieser Mann wieder seine Schlingen um sie zu legen suchte, wie er sie wieder unter dem Banne jenes fast magischen Einflusses, den er einst auf sie ausübte, beugen wollte. . .

„Versprechen Sie mir es?" frug er nach einer kleinen Pause, da die junge Frau in ihrem traurigen Schweigen verharrte. . .

Mathilde hatte indessen einen Entschluß gefaßt. .. Sie wollte die Gewalt abschütteln, mit welcher jener Mann sie sich wieder unterthänig zu machen versuchte. . .

„Bevor ich Ihnen antworte," sprach sie mit leiser, aber doch viel festerer Stimme als früher, „beantworten Sie mir eine Frage . . . eine Frage, die mich Ihnen folgen ließ, die mich in dieses Zimmer führte. . ."

Sie sprach die letzten Worte mit einem gewissen Nachdruck, um ihm keinen Zweifel darüber zu lassen, welcher Beweggrund sie veranlaßt, ihm diese Unterredung, um die er sie im Ballsaal in einem kurzen Wort gebeten zu gewähren. . .

Der Andere verstand auch sofort den geheimen Sinn dieser Betonung. . .

Diese junge Frau war ihm bis jetzt ebenso demüthig und unterwürfig in seinem Willen erschienen, wie damals, als er sie . . . doch sie ließ ihm nicht Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen. Sie fuhr fort, aber so leise, so flüsternd, daß Hardungen, der hinter seiner Gardine wider Willen ein Belauscher dieses seltsamen Rendez-vous geworden war, die Worte nicht verstehen konnte. . . Er konnte auf

ihren Inhalt nur aus der Antwort des Andern schließen. .

„Ich erwartete diese Frage," antwortete Jener mit einem ernsten, fast düsteren Ausdruck, von dem Hardungen aber nicht unterscheiden konnte, ob es nur Maske oder wirklicher Gefühlsausdruck war, „ich erwartete sie . . wenn ich auch wünschte, daß sie dieselbe lieber nicht gestellt. . . War mein Stillschweigen über diesen Gegenstand nicht auch eine Antwort? . ."

Die Geheimeräthin blickte den Sprechenden mit athemloser Spannung an. . .

„Ich verstehe Sie nicht ganz," stammelte sie dann, „Ihre Worte sind mir dunkel. . ."

„Warum verlangen Sie, daß ich das düstere Wort ausspreche: er ist todt."

Die junge Frau stieß einen schwachen Aufschrei aus und sank, sich das Antlitz mit beiden Händen bedeckend, in die Kissen des Divans zurück.

Ihr Herz, welches so lange die Trennung von einem theuren Wesen, einem heißgeliebten Kinde, standhaft ertragen, erzitterte in seinen geheimsten Tiefen bei diesem düsteren, nach Moder und Grab duftendem Worte: er ist todt. . .

„Todt . . . todt," murmelte sie mit von Thränen erstickter Stimme, „und ich habe nicht noch einmal seine holden, lieben Augen gesehen, seine süße, sanfte Stimme gehört, meine Hände um seinen Nacken schlingen, ihm den kalten Todesschweiß von der Stirne trocknen können. . ."

Ein tiefer, wilder Schmerz packte ihr ganzes Wesen und schlug seine scharfen Krallen in ihr wundes Herz.

„Und nicht einmal an seinem Grabe weinen, nicht beten kann ich an dem Hügel, unter welchem mein armes, armes Kind schläft. . ."

Eine Thränenfluth brach aus ihren Augen. . .

Hardungen fühlte sich tief bewegt im Innersten bei dem Schmerz dieser Frau, aus deren Vergangenheit ihm eine so düstere Episode vor die Augen trat. . .

Die Bruchstücke dieser seltsamen Unterredung waren ihm genügend, um ein Ganzes daraus zu bilden. . .

Der ihr unbekannte Mann verharrte, während sich das junge Weib ihrem Gefühlsausbruch, den sie nicht länger zu unterdrücken vermochte, hingab, in tiefem Schweigen. . . Seine Augen hafteten dabei

fest und forschend auf ihr, als wollte er mit seinen Blicken die innersten Gedanken aus ihrer Seele hervorlocken. . . Allmählig ging der scharfe Schmerz, welcher das Herz dieser unglücklichen Mutter zerriß, in eine leise Wehmuth über. . . Sie hörte auf zu weinen und sah mit trübe umflorten Augen still vor sich hin... Plötzlich dämmerte ein seltsamer Argwohn in ihr auf. . . Ihre Wangen fingen an zu glühen und ihre Blicke richteten sich mißtrauisch auf den, dessen Kunde ihre Seele mit so tiefem Jammer erfüllte. . .

„Aber woher wissen Sie, daß mein Kind todt ist?“ frug sie, ihr Stillschweigen hastig brechend, mit bebender Stimme und indem sich ein wildes, irres Feuer in ihren Augen entzündete, „wer sagte es Ihnen? Sahen Sie es sterben, standen Sie an seinem Lager ... hörten Sie seinen letzten Seufzer... Was bürgt mir dafür, daß Sie mir die Wahrheit sagen? . . Sie wollen mich vielleicht nur quälen ... peinigen. Wer weiß, zu welchem Zwecke Sie diese martervolle Lüge ersonnen haben... Nein, nein, ich glaube Ihnen nicht. . . Ich will mich selbst überzeugen ... gleich jetzt ... auf der Stelle... Ich werfe mich meinem Gatten zu Füßen ... ich ge-

stehe ihm Alles . . . er hat ein gutes Herz . . . er wird mir vergeben . . . er wird mir mein Kind suchen helfen . . . mein Kind . . . mein armes, verlassenes Kind. . ."

Die Pulse der jungen Frau klopften in fieberhafter Schnelligkeit, ihre Blicke irrten unstät und wild durch's Zimmer, ihr Athem flog heiß und stoßweise aus ihrer Brust . . . ihre Gedanken drohten sich zu verwirren. . . Sie wollte sich erheben, um nach der Thüre zu stürzen, sich ihrem Manne zu Füßen werfen — unbekümmert um den Aufruhr, den eine solche Scene in Gegenwart der Ballgäste verursacht hätte. . .

Aber der Mann, welcher ihr gegenüber stand, hatte keine ihrer Bewegungen außer Acht gelassen... Auch er war tief aufgeregt und auf seiner hohen Stirn standen Schweißperlen der Angst — aber dennoch hörte man kaum das Beben seiner Stimme, als er die junge, fast besinnungslose Frau mit rascher, fester Hand zurückhielt und ihr den Weg zur Flucht vertrat.

„Mathilde," sprach er, indem seine Blicke die ihrigen suchten. . . „Sie rasen . . . . Sie wollen sich muthwillig in's Verderben stürzen. . . Warum

zweifeln Sie an meinen Worten? . . Warum verlangen Sie, daß ich Ihnen das schmerzliche Dokument, den Todtenschein unseres," er verbesserte sich rasch, „den Todtenschein Ihres Kindes, den ich hier in meiner Brieftasche habe, zeigen soll?" . .

Mathilde zuckte zusammen. Er hatte die letzten Worte mit einer solchen Zuversicht gesprochen, daß alle ihre Zweifel schwinden mußten. . . Mit dem Zweifel schwand auch die fieberhafte Aufregung, diese Exaltation, in wildem Aufruhr Alles, das eigne Selbst mit Vernichtung bedrohend. . .

Ihre Arme sanken schlaff und matt herab, ihre ganze Gestalt brach zusammen und eine gänzliche Abspannung folgte dem leidenschaftlichen Erguß. . .

Der Unbekannte athmete hoch auf. . . Er fühlte sich von einer drohenden, unmittelbar an ihn getretenen Gefahr befreit, von einer Gefahr, welche vielleicht alle seine stolzen Zukunftsträume hätte vernichten können. . .

„Mathilde," begann er wieder in ruhigem, festem Tone, „welche Thorheit wollten Sie begehen . . . mit eigener Hand die Fackel des Unheils in Ihr Haus schleudern — ohne dadurch jenes arme Kind wieder dem Leben zurückgeben zu können. . ."

„Wenn starb mein Kind?“ hauchte die unglückliche Mutter hervor, das Gesicht tief in die Kissen des Divans drückend und diese mit ihren Thränen netzend.

„Es sind jetzt vielleicht sechs Wochen her, als ich einen Brief von seinen Pflegeeltern empfing, worin mir dieselben mittheilten, daß das Kind gefährlich erkrankt sei. . . Wenige Tage später empfing ich die Nachricht seines Todes. . .“

„Sie haben mir nie den Namen der Stadt genannt, in welcher die Leute wohnten, denen Sie dieses unglückliche, arme Kind anvertrauten — wollen Sie diese Grausamkeit auch jetzt nach seinem Tode fortsetzen. . . Ich bitte, ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig und theuer,“ und sie streckte mit flehender Geberde die Hände nach ihm aus, „nennen Sie mir den Ort und die Menschen, die den letzten Seufzer meines armen, armen Kindes empfingen. . .“

Er zuckte leise mit den Achseln.

„Wozu von Neuem die Wunde aufreißen, wenn sie zu verharschen beginnt. . . Uebrigens sind diese Leute nicht mehr in Europa. Sie sind nach Ame-

rika ausgewandert, wenige Wochen nach dem Tode des Kindes. . ."

Noch einmal dämmerte ein schwacher Funke in dem Herzen der jungen Frau auf. . .

„Und sind Sie ganz überzeugt, daß kein Irrthum, keine Täuschung vorliegt?" . .

„Welcher Irrthum wäre in diesem Falle möglich. . . So brav die Leute waren, denen ich die Pflege des Kindes anvertraute, so waren sie doch zu mittellos, mich durch eine fingirte Todesnachricht zu täuschen und bei ihrer Auswanderung die Sorge für das Kind zu übernehmen. Und dann der Todtenschein, den sie mir übersendeten. . . Um Sie aber vollständig darüber zu beruhigen," fügte er rasch hinzu, als fürchte er, daß das Mutterherz noch einen Zweifel hegte, „will ich Ihnen auch noch das sagen: ich war selbst nach dem Tode des Kindes an Ort und Stelle. . . Das Begräbniß war zwar schon vorüber, aber ich sprach mit dem Arzt, der den Kleinen während seiner Krankheit behandelt. Das Kind starb an dem Scharlachfieber und der Arzt erwähnte noch jenes seltsamen Maales, das der Knabe auf dem rechten Oberarm trug. . ."

„Eine Lilie mit drei Sternen," unterbrach ihn

die in athemloser Spannung lauschende arme, junge Frau, mit einem herzzerschneidenden Ausdruck des Schmerzes ... „o, wie oft bedeckten meine Küsse und meine Thränen dieses Zeichen der Erinnerung an ...."

„An eine Vergangenheit," unterbrach sie der Andere, „die wir ruhen lassen wollen im Grabe der Vergessenheit. Wozu Phantome wieder heraufbeschwören, die für Sie, wie für mich, Mathilde, nur Schmerzen bringen? .. Nicht ich, das Schicksal, der Wille des Allmächtigen wollte es nicht, daß unsere Lebenssterne in gemeinschaftlicher Bahn wandelten. .. Aber weshalb sollten wir, die wir uns einst so nahe standen, jetzt, da uns sein, des Herrn Wille wieder zusammengeführt, feindselig gegenüber stehen?" ..."

Mathilde saß, das Haupt in die Hände gestützt und mit mattem Auge hinaus in die dunkle Nacht blickend, da, ohne daß sie mehr als den Schall der Worte hörte, die der Andere ihr so eindringlich zuraunte...

Ihre Gedanken flogen, weit weg von diesem glänzenden Festgepränge, das in den Prunkgemächern um sie herum wogte, weit weg von dem Manne, der ihr — Verderber geworden war. . .

Sie flogen zu einem kleinen, einsamen Grabe, das keine Blume, kein Kranz von liebender Hand darauf gelegt, kein Kreuz, kein Gedenkstein schmückte, zu einem niedrigen grünen Rasenhügel, vielleicht dicht an der Mauer, da, wo man die Hospitalarmen und die Selbstmörder begräbt. . . .

. . . .

Armes, verlassenes Kind, das nie das sorgende Mutterauge über seine Lagerstätte sah, nie die sanfte Stimme der Mutter hörte, nie ihre Liebkosungen und Zärtlichkeiten empfing. . . O, das Herz hätte ihr brechen mögen bei diesem Gedanken an das kleine, in Einsamkeit und Verlassenheit gestorbene Wesen, dessen Platz an ihrem Herzen, an ihrem Busen — und das bezahlter Gleichgültigkeit zur Pflege und Obhut anvertraut worden!

. . . .

Und von dem Grabhügel ihres Kindes flog ihre Seele auf den Fittigen der Erinnerung hin zu den sonnenbeglänzten, weinumrankten Ufern des Rheinstroms und sie sah sich wieder an seiner Seite, an der Seite des Mannes, dem sich ihr junges Herz mit der ganzen, schüchternen, keuschen Zärtlichkeit einer vom Hauche der Verderbniß unberührten Mäd-

chenseele hingegeben. . . Sie schaukelten sich im Boote auf den grünen Wellen, der Mond warf sein silbernes Licht auf die Berge und Ruinen, die alten Thurmspitzen glitzerten, um den Loreley-Felsen wogten weiße Nebel und der Abendwind wehte süße Düfte, die er den blühenden Fluren geraubt, über den Strom. . . Und in den klaren Fluthen spiegelten sich die Sterne wieder, und sie blickte bald hinab in die von tausend goldenen Lichtern flimmernde Tiefe, bald in die treuen, ernsten Augen ihres Freundes. Da, es war am Loreley-Felsen, nicht weit von der Stelle, wo es den jungen, schönen Pfalzgrafen hinabzog, da neigte sie sich über den Bord des Nachens, er schwankte, stürzte um, und die Wellen schlugen über sie und ihren Verlobten zusammen. . . Eine Strömung riß ihn weit von ihr hinweg; er kämpfte mit Riesenkraft dagegen, aber immer weiter und weiter trugen ihn die Fluthen. . . Sie rief um Hülfe, sich an dem umgestürzten Nachen klammernd. . . Da, als schon die Sinne ihr schwanden, tauchte eine hohe, dunkle Gestalt aus den Nebeln auf, die um den Fuß des Loreley-Felsens wogten. Eine starke Hand faßte sie, zog sie in ein Boot und rettete sie dem Leben. . .

Aber dem Geliebten, dem eine günstige Strömung das Ufer erreichen ließ, war sie verloren. . .

Jene dunkle Gestalt, die so plötzlich aus den Nebeln am Loreley-Felsen auftauchte, wurde ihr Retter und — Verderber. Es war ein reichbegabter Mann, ein junger akademischer Lehrer an der nahen Universität. Diese Lebensrettung wurde die Veranlassung, ihn zum häufigen Gast in dem Schlosse ihrer Eltern zu machen. . .

Und nun begann dieser Mann mit der gewaltigen Rede, die ihm verliehen, mit der blühenden, dichterischen Sprache seinen Einfluß auszuüben auf ihre Sinne — nicht auf ihr Herz. Er führte sie in die Zaubergärten jener erotisch-religiösen Dichtungen, an denen der Orient und das Mittelalter so reich ist, erfüllte ihre Phantasie mit glühenden Bildern und Leidenschaften, und der Glanz seiner Worte verdunkelte allmählig mehr und mehr die Erinnerung an die edle Einfachheit ihres Verlobten, dem eine Reise weit weg zu dem Krankenlager der fernen Mutter, wenige Tage nach der verhängnißvollen Rheinfahrt, geführt hatte.

Und sie erlag dem Zauber, mit dem dieser Mann sie umstrickte. . . Sie vergaß die Schwüre, die sie

mit dem Geliebten getauscht... Und dann, dann — o! es waren finstere, schwarze Wolken, die jetzt am Horizonte ihrer Erinnerung hinsegelten, geschah das Entsetzliche: er kam zurück von der Reise, von dem Begräbniß der Mutter, er suchte sie im Park, in der Laube, wo er ihren ersten Kuß empfangen, er trat hinter jener Statue der Diana hervor, die am Eingange stand, eine Lilie in der Hand, die er am Wege gepflückt, und fand sie, umstrickt vom Zauber, vom bösen Wahn, an der Brust jenes Mannes... Er fluchte ihr nicht, kein Wort, das ihr galt, kam über seine bleichen, bebenden Lippen... Aber er schleuderte ihm, dem Verderber, seine Handschuh in's Gesicht und nannte ihn einen Feigen, Elenden... Und dann der Blick, mit welchem er sie ansah... O, dieser Blick, er war ihr furchtbarer, als die heftigsten Verwünschungen...

Die Tage wilder Verzweiflung begannen mit diesem Augenblicke... Vielleicht war es eine Gunst des Himmels, daß in jener Zeit ihr Vater der längst vorangegangenen Mutter in's Grab folgte... Heimlich, zitternd vor der Furcht der Entdeckung, zerrissen von den heftigsten Seelenschmerzen um den verlornen, verrathenen Geliebten, gab sie einem

Kinde das Dasein, welches ihr Verderber ihr wenige Tage nach seiner Geburt wieder raubte, um es der Pflege fremder Leute anzuvertrauen. . . Ein Jahr später bewarb sich Herr von Olbers um ihre Hand, die sie ihm gab, nicht aus Liebe oder sonstiger Neigung, sondern weil es ihre Verwandten wünschten und weil sie willen- und energielos Alles über sich ergehen ließ, wie fremder Einfluß ihr Geschick bestimmte. . .

Sie war reich und schön — Herr von Olbers schien im Besitz dieser schönen, reichen Gattin glücklich, so weit er es in seiner Art überhaupt sein konnte und Mathilde hatte Scham und Scheu vor dem Gatten bis heute zurückgehalten, ihm ein Geständniß über jene traurige, verhängnißvolle Episode ihrer Vergangenheit abzulegen. . .

Da trat ihr wieder jener Mann entgegen. Der Verführer ihrer Jugend, der Verderber ihrer ersten, vielleicht einzigen, wahren Liebe. . .

Er kam mit der Kunde von dem Tode jenes so oft von ihr in einsamen Stunden heiß beweinten Kindes, das fern von dem liebenden Mutterauge in freudenloser Jugend, vielleicht unter harten Menschen gelebt. . . Und dieser Mann trat ihr entgegen'

keck und unbefangen, mit der Macht über sie aus-gerüstet, die ihm jenes Geheimniß gab... Ein Wort von ihm, und ihr Gatte wußte Alles: Scheidung und Schande schwebten vor ihren Augen. Sie dachte kaum daran, daß dies Geheimniß wie eine zwei-schneidige Waffe war, die auch den verwundet, der sie ungeschickt führt, daß die Enthüllung auch ihn, ihren Verderber mit treffen mußte. Daß es ihm, der seinen fleckenlosen Ruf wie ein glänzendes Schild den Angriffen der Welt entgenhielt, gleichfalls ver-hängnißvoll werden mußte — wenn es aufhörte, Geheimniß zu sein.

Aber Mathilde gehörte nicht zu den Muthigen, Entschlossenen ihres Geschlechts. Sie war ein schwa-ches Weib, dem Impuls des Augenblicks, den Ein-wirkungen des Gemüths zu sehr unterworfen, um Alles das mit ruhigem Blicke abzumessen. In dem Augenblicke auflodernder Exaltation wäre sie viel-leicht fähig gewesen, alle Furcht und Rücksicht zu durchbrechen, den Einfluß, den dieser Mann wieder über sie zu gewinnen suchte, abzuschütteln — aber nachdem der Zustand der Abspannung eingetreten, behielt sie zu Nichts anderm Kraft, als zu weinen und zu träumen. . .

Eine lebhafte Bewegung des Mannes, der ihr gegenüber saß, schreckte sie aus ihren Träumen auf. Er hatte sich erhoben und warf einen Blick auf seine Uhr. . .

„Wir müssen uns trennen, gnädige Frau, eine längere Abwesenheit würde auffallen. Die Planeten dort,“ und er deutete nach dem Salon, „vermissen ihre Sonne. . . Wir werden uns wiedersehen. . . Vielleicht recht bald, und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen beim Eintritte sagte: Kreuze keiner feindlich des Anderen Bahnen.“

Die Geheimeräthin ging, ohne ihm eine Sylbe zu entgegnen; stumm, fast mechanisch folgte sie seinen Worten. . .

Der Andere folgte ihr mit einem nachdenklichen Blick, doch zufrieden mit dem Resultate dieser Begegnung.

Als Hardungen hörte, wie sich die Thüren hinter den Beiden geschlossen hatten, trat er vorsichtig aus seinem Versteck hervor. . .

Er war blaß und aufgeregt. Standen ihm diese beiden Personen, in deren vergangenes Leben er so plötzlich einen tiefen Einblick gethan, so fremd, wie irgend Jemand, so fühlte er sich doch lebhaft be-

wegt durch den Schmerz der jungen Frau, durch ihre Hilflosigkeit, die sie ganz der Discretion des Mannes überantwortete. . .

Wer aber war dieser Mann, gegen welchen sich in seinem Innern gleich beim ersten Anblick jene instinctive Abneigung geregt, die entsteht, ohne daß man einen positiven Grund dafür angeben kann?

Wer war er?

In dem Moment, wo er diese Frage an sich selbst richtete, dabei auf die Lehne desselben Sessels gestützt, auf dem der Unbekannte noch vor wenigen Minuten gesessen, öffnete sich die Thüre, welche nach dem Salon führte, und Jener tritt mit einer lebhaften Geberde, die Augen spähend auf den Fußboden gerichtet, herein. Erst wenige Schritte von Hardungen entfernt, erhebt er seine Blicke und bemerkt mit leichtem, jähem Schreck die Anwesenheit desselben. . .

Auch Hardungen stutzt, als er den Unbekannten so plötzlich vor sich sieht und eine Secunde lang ruhen die Augen dieser beiden Männer, die bis jetzt noch nie ein Wort mit einander gewechselt, mit dem feindseligen Ausdruck erbitterter Gegner auf einander...

Nur mischte sich dem Blicke des Andern ein

Mißtrauen bei, das aus der Besorgniß entsprang, an Hardungen einen ungeahnten Zeugen seiner Unterredung mit Frau von Olbers gehabt zu haben...

Der Verlust eines kleinen Notizbuchs, das er auf den Divan zurückgelassen und dessen er sich nach Ueberwindung des ersten Schrecks mit rascher Geberde wieder bemächtigte, hatte ihn noch einmal in das Zimmer zurückgeführt, wo er wieder diesen Mann treffen mußte, den er seit heute Abend als seinen Gegner betrachtete, mit welchem es einen Kampf auf Tod und Leben galt. . .

Aber kein Wort, keine Geberde verrieth den Haß, den diese beiden Männer, die sich jetzt zum ersten Male Auge in Auge gegenüber standen, gegenseitig empfanden. . . . Ohne eine Begrüßung, ohne ein Wort zu wechseln, verließen Beide das Gemach. . .

Aber Hardungen ließ es keine Ruhe. Er mußte wissen, wer jener Mann war.

Der Zufall führte ihn den Geigenspieler Herrn von Wolkowsky in den Weg.

„Ein Wort, Herr von Wolkowsky. . . Kennen Sie jenen Mann dort mit den dunklem, düsterm Blick, der stolzen Haltung?" . .

Wolkowsky lächelte.

„Sie scheinen ein eigenthümliches Interesse für einander zu haben. Vielleicht vor einer Stunde, eben als Sie mit Fräulein Linda von Olbers tanzten, frug mich jener Herr nach Ihrem Namen. Es ist der neue Director der königlichen Privatmuseen, der Doctor Marecampus,“ setzte der Virtuos hinzu, „und nun adieu, man arrangirt eine Whistpartie ... empfehlen Sie mich der göttlichen Selma. . .“

„Narr,“ dachte Hardungen, dabei verächtlich die Achseln zuckend.

„Ah, der ist es also?“ sprach er dann bei sich selbst, der neue Mignon der königlichen Gunst. . . Nun läugne mir noch einer die Berechtigung des Instinkts,“ lächelte er.

Es litt ihn nicht länger auf dem Feste. . . . Linda, mit welcher er gern noch ein paar aufklärende Worte gewechselt, sah er nicht mehr im Salon. Sie hatte sich wahrscheinlich schon auf ihr Zimmer zurückgezogen. . .

Er nahm seinen Hut und Mantel und eilte durch den Vorsaal die Treppe hinab. . .

Eine halbe Stunde später verließ auch der Museendirector die Wohnung des Geheimeraths. . .

Es war ein heller Winterabend und der Director schickte den Schlitten, der an der Auffahrt auf ihn wartete, leer zurück. Er wollte die kurze Strecke nach seiner Wohnung zu Fuße zurücklegen, um in der kalten, reinen Winterluft sein durch die Begegnung mit Mathilde in Wallung gekommenes Blut abzukühlen. . . Mit langsamem Schritt und mit vollen, tiefen Zügen die reine Luft einathmend, ging er die Straße hinab. . . Nur wenige Menschen begegneten ihm, es war schon spät gegen Mitternacht. . Der Mond goß sein klares, kaltes Licht herab und die Gaslaternen warfen ihre leuchtenden Reflexe auf den glitzernden und unter den Fußtritten knisternden Schnee. . . Marecampus hob den Kopf und sah sinnend empor zu den Giebeln der alten hochstöckigen Häuser, die mit vielen Ornamenten verziert, den großen, oft grotesken Styl des Mittelalters trugen.

Der volle Glanz der Mondstrahlen fiel auf sein ausdrucksvolles Gesicht und ließ jeden seiner Züge deutlich erkennen. . . Und da geschah es, daß ein Mann in einen Mantel gehüllt, eiligen Schritts um die Ecke bog und den in Gedanken Versunkenen, mit erhobenem Kopf dahin Wandelnden, fast anstieß. . .

Marecampus und der Andere prallten zurück, sahen sich einen Augenblick mit jäher Ueberraschung an; dem Einen, wie dem Andern erschienen des Andern Gestalt wie ein aus der Erde hervorgestiegenes Phantom. . .

Wie angewurzelt standen sie . . . regungslos einander anstarrend. Da keuchte ein Dritter zur Straße herauf. . . .

„Bei allen Krokodillen des Nils, Doctor," rief er von Weitem, „was stehen Sie wie Lot's Weib, gleich einer Salzsäule da. . . Der Gang in die Apotheke dauerte mir eine Ewigkeit, bei allen Bestien der Urwälder, kommen Sie, sonst stirbt uns das Kind." Und er faßte den Andern unterm Arm und zog ihn, der wie im Traume war, mit sich fort. . Marecampus starrte dem Paare nach.

„Ist die Hölle heute los?" murmelte er, „er war es . . . er ist hier — und sie — weiß sie es — oder weiß sie es nicht?—"

Siebentes Kapitel.

Pyramiden und — Kasernen.

Die schöngeistige Abendgesellschaft war heute von Seiner Majestät früher, als es sonst geschah, entlassen worden. . . Die Herren Hofrath Schlagfelder, Professor von Koppelsdorf hatten sich mit tiefen Bücklingen und neidischen Seitenblicken auf den Museendirector, welchen der König durch einen Wink bedeutet hatte zu bleiben, entfernt. . .

Die Majestät saß in einem Armsessel und bohrte die Spitze des Stiefels in das weiche, zottige Fell eines großen Neufundländers, welcher auf einem prachtvollen Teppich vor den Füßen des Fürsten lag. . .

Die Majestät war übellaunig, mißmuthig an diesem Abend.

Und sie glaubte Grund zu diesem Mißmuth zu haben. . .

Der Museendirector kannte diesen Grund recht wohl, aber er hütete sich, die Wunde direkt zu berühren, auf diesen königlichen Mißmuth baute er das Gebäude seiner Zukunft auf. . .

Der König hatte nach längerem Schweigen eine Frage über Marecampus' Aufenthalt in Aegypten hingeworfen. Dieser gab einige lebhaft gefärbte Schilderungen dieses alten wunderbaren Landes, das die ältesten Denkmäler und Spuren der menschlichen Gesittung enthält. . .

„Sire, Sie erwähnten die Pyramiden von Gizeh," so schloß er. . . „Es war eine wundervolle, mondbeglänzte Zaubernacht, wie Meister Ludwig sagt, die sich herabgesenkt auf die Ufer des Nils... Ich saß auf der Pyramide des Cheops und blickte hinaus in die helle Landschaft. Fünf Jahrtausende zogen an meinen Blicken vorüber. . . Mein Geist versenkte sich in jene Zeiten, wo die Hirtenvölker in jenes Land fielen, in welchem schon die Cultur ihre ersten Zeichen eingegraben, als noch das Kreuz des Südens, welches jetzt dem Seefahrer an den Gestaden Südamerika's aus der nächtigen Himmelsbläue entgegenglänzt, über den Eichen- und Buchenwäldern der baltischen Länder stand... Vom Saume

der Wüste sah ich sie herziehen die große Caravane... Dunkle Gestalten, in weißen, faltigen Gewändern, voran die Priester mit den blitzenden Reifen um das Haupt, auf hochbepackten Dromedaren. Der Staub der Wüste, die Ermattung der weiten Reise lag auf ihren Gestalten, in ihren Zügen. Von dort, wo die Wellen des weißen und des blauen Nils sich mischen, aus den Ebenen des südlichen Nubiens kamen sie... Und wieder wandelten Jahrtausende vorüber... Ein zahlreiches gedrücktes Volk, aus Asiens Ebenen stammend, wallte um die Ufer des heiligen Flusses... Und empor unter ihren fleißigen Händen stiegen die Denkmäler, welche sich die Pharaonen aufbauten, die Mausoleen eines Königsgeschlechts, das über zwei Jahrtausende seine Scepter über dieses Reich ausstreckte... Das waren Könige!.. O, Sire! mich faßte ein heiliger Schauer bei der Erinnerung an jene alten Dynasten, deren Staub unter mir moderte, in den Todtengemächern der Pyramide, bei der Erinnerung an die Macht und den Glanz dieses Purpurs, der den Thron des Sesostris bekleidete... Ein Wort aus dem königlichen Munde und es entstanden jene gigantischen Denkmäler, die seit Jahrtausenden bis herauf zu

unseren Tagen durch ihre einfache Erhabenheit von der Macht und der Herrlichkeit jener Könige künden. . . So lange dieser Erdball die Bahnen durcheilt, die ihm die Hand der Gottheit angewiesen, so lange werden die Namen jener ältesten Herrscher des Aegypterlandes, die Namen Cheops, Chephren, Mycerin die Gemüther der Sterblichen mit scheuer Ehrfurcht erfüllen. In Staub zerfallen ist das Reich des großen Macedoniers, in Trümmer gegangen die Herrschaft der stolzen Cäsaren — die Pyramiden stehen noch. ."

Der König hatte das Haupt in die Hand gestützt uud gedankenvoll vor sich niederblickend, der Schilderung zugehört. . . Weder eine Geberde, noch ein Wort hatte den Erzähler unterbrochen. Das tiefe Schweigen des Fürsten dauerte auch noch eine Weile als der Museendirector geendet hatte und in sichtlicher Spannung irgend eine Aeußerung erwartete. . .

Marecampus kannte die Eigenthümlichkeiten der Majestät sehr gut. Er wußte, daß dieses Schweigen die Stille vor dem Sturm bedeutete, der um so mächtiger losbricht, je dumpfer und je lautloser die vorhergehende schwüle Ruhe der Natur gewesen. . .

Plötzlich zerreißt ein jähes, thierisches Schmerzgeheul die Luftschwüle des Gemachs.

Ein heftiger Fußtritt des königlichen Herrn hat bei dem raschen Aufspringen des Fürsten den Neufundländer getroffen, der sich winselnd unter das Sopha schleppt. . .

Der König ruft ihm ein zorniges Couché zu und mißt mit heftigem, leidenschaftlichem Schritt das Cabinet. . .

Mit einem Male hält er in seinem Auf- und Niederschreiten inne und bleibt dicht vor Marecampus stehen, welcher vor dem lebhaften Blicke des Fürsten, vor diesem zornig funkelnden Auge das seinige mit einer gewissen scheuen, ehrfurchtsvollen Miene zu Boden schlägt, als könne er den Blick der Majestät nicht ertragen.

„Und mir verweigerte," rief der König im Tone des tiefsten Unwillens, „der Minister der öffentlichen Bauten und der Finanzminister diesen Morgen die Bagatelle von zehntausend Ducaten, die ich für die Vollendung meiner Alhambra auf der Fasaneninsel brauche. . . Mir, dem Könige dieses Landes, hält man diese Bagatelle vor, unter leeren, hohlen Ausreden. . ."

„Sire, Sie sind ein constitutioneller König. . . Zu jenen Zeiten, da man die Pyramiden baute, wußte man nichts von jener Theilung der Gewalten, von dem le roi regne mais non gouverne. . .“

„Das heißt, der König ist eine Gliederpuppe, die der Herr Finanzminister einmal an diesem, der Herr Minister der Justiz an jenem Arme zieht. . . Wenn ich noch eine Million verlangt hätte! . . . Aber zehntausend Ducaten. . . Ich wollte die Alhambra zu einer Caserne für die Grenadiere meiner Garde einrichten . . . man hätte sie auf das Budget setzen können, aber der Finanzminister scheut die Vorwürfe der Kammer . . . er fürchtet eine Anklage. . .“

„Und zeigte sich nicht Seine Excellenz der Kriegsminister geneigt den Intentionen Eurer Majestät entgegenzukommen durch die Uebernahme der Verantwortlichkeit dem Landtage gegenüber. . .“

„Ah, bah, reden Sie mir nicht von dem Kriegsminister... Der schwitzt schon Angstschweiß, wenn man ihm nur das Wort Kammerdebatte nennt. Als er im vorigen Jahre die zwei Millionen Nachbewilligung für die Armee verlangte und man ihm etwas scharf zusetzte, versicherte er mir, daß er lieber zehnmal

eine Batterie stürme, als noch einmal sich diese Raisonneurs auf den Hals ziehen wolle. . ."

Der Museendirector nahm den Ausdruck jener tiefen und ehrfurchtsvollen Ergebenheit an, welcher den Mächtigen so sehr schmeichelt, vielleicht, weil sie immer seltner wird:

„Ist die Zahl der Männer, welche für den Dienst und das Interesse ihres Herrn und Königs sich auch vor den bittersten Prüfungen nicht scheuen, eine so kleine?"

Die Frage war kühn, gewagt. Es war ein Senkblei, welches Marecampus in die Tiefe der Seele des Fürsten warf.

Der König streifte den Frager mit einem raschen, forschenden Blick. . . Dieser hatte den seinigen fest auf die Parquetdiele geheftet, der Antwort des Königs harrend. Aber die Majestät schwieg, setzte, wenn auch ruhiger und gemäßigter, die Wanderung durch das Zimmer von Neuem fort. . .

Es war ein leidenschaftlicher, aber leicht schwankender, in seinen Entschlüssen veränderlicher und auch ängstlicher Mann. . . Nur mit Widerstreben trug er die constitutionellen Beschränkungen. Er würde den mit Ehren und Würden überhäuft haben, wel-

cher ihm die absolute Königsgewalt wieder hätte herstellen können, aber um keinen Preis würde er es gewagt haben, selbst einen ihn compromittirenden Schritt zu thun — und vielleicht durch einen gewaltsamen Staatsstreich die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. . .

Eine mit Straßen- und Barrikadenkampf in den Hauptstädten des Landes verbunden gewesene Volkserhebung hatte den Vater des Königs zur Ertheilung einer Constitution gezwungen und der Sohn hatte nach dem einige Jahre später erfolgten Tode seines königlichen Vaters die Regierung angetreten und den Eid auf die Verfassung, die schon tiefe Wurzeln im Volke geschlagen, abgelegt. . .

Als Marecampus sah, wie der König beharrlich schwieg, fuhr er noch immer mit jenem Ausdrucke der Ergebenheit, aber indem dabei eine gewisse Erregtheit im Tone der Stimme durchklang, fort:

„In den Landen Eurer Majestät leben edle Geschlechter, deren Ahnen so alt sind wie die der Montmorency's in Frankreich, edle Patricier, deren Vorfahren mit dem Ahnherrn Ihres erlauchten Hauses die Schlachten der Kreuzzüge mit fochten. . . Ist keiner unter ihnen, welcher für seinen königlichen

Herrn sich opfern würde — keiner, der sich den Ruhm verdienen möchte, den Glanz der Krone wieder hellfunkeln zu lassen vor allem Volke, den königlichen Purpur zu reinigen von den Tintenflecken, welche die Constitutionsschreiber und Verfassungsmacher ihm angespritzt haben. . ."

Der König zuckte, fast erschrocken über diese kühne Andeutung, die in den Worten des Museendirectors lag, zusammen. . .

„Lassen wir das Thema fallen, lieber Marecampus," sprach der Fürst mit plötzlich ganz verändertem, leisem Ton, der seltsam genug gegen das frühere, leidenschaftliche Wesen abstach, „es ist das ein gefährliches Kapitel. . . Ich werde wohl sehen, wie ich die paar Ducaten," fügte er seufzend hinzu, „welche ich für meine Alhambra brauche, auf andere Weise beschaffe."

Dann trat er dicht an den Andern heran und sprach mit leiser Stimme, als fürchte er fast, die Worte könnten hinausfliegen über die Schwelle des Gemachs, wenn er sie stärker betonte, „die Zeiten, mein lieber Marecampus, sind vorbei, daß sich die Herren im Ritterdienst für ihre Könige opferten . . . sie verlangen eher, daß wir uns für sie opfern. . .

Wir müssen unser Schicksal ertragen. . . Es geht ein böser Geist durch die Länder, der überall den Saamen des Unfriedens ausstreut. . . Und dann will ich nichts von Gewaltthat wissen. . . Hu!" und er machte eine Geberde des Abscheus, „ich denke mit Entsetzen an die Schreckenstage zu meines hochseligen Vaters Lebzeiten. . . Wie die Schüsse knallten. . . Wie die Leichen, die blutigen durch die Straßen getragen wurden. . . Nein, nichts da von Gewalt. . . Die Könige, mein lieber Marecampus," schloß der Souverain in einer Anwandlung menschlicher Offenherzigkeit, „haben wenige wahre Freunde. . . Ich glaube Sie gehören zu diesen Wenigen. . . Ich liebe meine Herrn Minister sammt und sonders nicht, aber kann ich es ändern? . . . Setze ich sie ab, bekomme ich vielleicht noch andere anragirtere Constitutionsausleger. Laissons cella, mon ami," fügte er in vertraulichem Tone hinzu, „und sein Sie überzeugt, daß ich Ihre Ergebenheit zu schätzen weiß. . ."

Marecampus verneigte sich ehrerbietig.

„Ich gehorche meinem königlichen Herrn," sprach er mit bewegter Stimme und ehrfurchtsvollem Ausdrucke, „aber mein Herr und König wird mir ge-

statten jenen geistigen Kampf mit den Feinden der Gewalt von Gottes Gnaden aufzunehmen, der oft erfolgreicher als der des Schwertes ist. . . Mein Herr und König . . . wird mir . . ."

Der Monarch unterbrach, sich ängstlich die Hände reibend, den Sprechenden:

„Vorsichtig, vorsichtig, mein lieber Marecampus — und vor Allem schweigen Sie gegen Jedermann über diese Unterredung."

Und ohne dem Museendirector Zeit zu einer weiteren Entgegnung zu lassen, fügte er rasch und im herablassendsten Tone hinzu:

„Gute Nacht, mein lieber Marecampus, auf Wiedersehen morgen zur Tafel. . . Vergessen Sie nicht, mir die Zeichnungen der griechischen Antiken, von denen Sie neulich sprachen, mitzubringen."

Als Marecampus aus dem Portale des königlichen Schlosses trat und sich in den für ihn bereitstehenden Hofwagen warf, trug er sein Haupt noch stolzer und siegesgewisser, als neulich, da er die Unterredung des Herrn Hofrath Schlagfelder und Professor von Koppelsdorf belauscht hatte. . .

Die Eindrücke der mit der Majestät eben erleb-

ten Scene schwellten sein Herz mit kühnen Hoffnungen und färbten seine Stirn mit lichter Gluth. . .

In halblautem Selbstgespräch traten sie aus dem Schrein des Herzens. . .

„Die Zeiten sind vorbei da sich die Herren im Ritterdienst für ihren König opferten. . . Wohl, wenn die Ritter zittern und ihre Pflicht vergessen, dann geht der Ruf an Jeden, der sich berufen fühlt zum Werke der Rettung. . . Wenn die Burgen dem Rufe ihres Herrn die Thore schließen, dann öffnen sich die Thüren der Hütten. . . Der in Niedrigkeit und Staub Geborne wird wieder das Heil der Welt."

Mächtig gährte es im Hirn dieses Mannes, in welchem Fanatismus und ein zur Intrigue drängender Ehrgeiz in wilder Flamme loderte. . .

Sein Blick flog bis zur ersten Jugendzeit zurück. . .

Sein Vater war durch die Gunst des verstorbenen Königs vom Kammerlackai bis zu dem einträglichen Posten eines Inspectors auf einer königlichen Domaine befördert worden. . . Seine Mutter war bei einer Prinzesin des königlichen Hauses Kammerfrau gewesen. . .

Die tiefste, unbedingteste Ergebenheit gegen das königliche Haus, ein bis an das Sclavische streifender Gehorsam, ein Gehorsam, der mit Gefangennehmung des eignen Urtheils Alles vollzieht, was ihm von Oben befohlen wird, eine religiöse Anschauung, welche den Glauben an das absolute Königthum für unzertrennlich hielt mit dem Glauben an Gott, mit dem Christusglauben, ein tiefgewurzelter Haß gegen alle entgegengesetzten Bestrebungen: das waren die Grundsätze seiner Eltern, das die geistige Luft, in welcher der Knabe Joseph athmete. . .

Aber selbst in solchen sclavisch-gesinnten Gemüthern, wie es Joseph's Eltern waren, keimt ein gewisser Ehrgeiz. Um keinen Preis hätte der Vater zugelassen, daß Joseph dieselbe Laufbahn betrete, die er zurückgelegt hatte. Der Sohn wurde für das theologische Studium bestimmt. Joseph erhielt bei seinem Abgang vom Gymnasium zur Universität ein günstiges Zeugniß in litteris, sein Sittenzeugniß enthielt die Bemerkung, daß es zumal in Hinblick auf den gewählten Beruf eines Gottesgelehrten wünschenswerth sei, wenn Joseph eine gewisse Selbstüberhebung und einen leidenschaftlichen Ehrgeiz, von

denen oft Spuren sich gezeigt, energisch bekämpfe... Als Joseph die Universität bezog, waren in dem Ministerium seines Staats die Dunkelmänner am Ruder... Eine fanatische Orthodoxie, in welcher jeder Andersgläubige als Ketzer und Revolutionär erschien, dem man auf jegliche Weise die Lebensbahn verlegte, herrschte... Sie hatte von dem Protestantismus nichts als den Namen... Jede Protestation gegen die Gefangengebung der Vernunft an den todten Buchstabenglauben und die Menschensatzungen, wurde als Hochverrath von ihr angesehen und wenn auch nicht gerade immer mit dem Criminalgesetzbuch, doch auf andere gleichfalls peinliche Weise verfolgt. Dieser Partei, welche zugleich die Lehre von der absoluten Fürstengewalt, als in den Worten der Schrift begründet, predigte, welche für den Armen und Gedrückten den Hinweis auf die himmlische Seligkeit hatte, für sich aber mit gierigen Händen die Güter dieser Welt in Anspruch nahm, schloß sich Joseph Marecampus an... Die mit der Muttermilch eingesogenen und durch die väterliche Erziehung tief eingeprägten Grundsätze, stimmten vollkommen mit jener Richtung überein. Zwei sehr individuelle Motive traten auf seinem Lebenswege hinzu, ihn

in dieser Richtung zu bestärken. Das erste war ein ursprünglicher, ungemessener Ehrgeiz, eine Leidenschaft zu herrschen, welche beide Gefühle er durch Anschluß an diese im Besitze der Gewalt befindliche Partei am Sichersten befriedigen zu können hoffte. Das zweite hing mit jenem verhängnißvollen Verhältniß zu Mathilde von Olbers zusammen... Denn jener Mann, jener Verlobte Mathildens, den sie trotz jener unseligen Verwirrung noch immer liebte im Tiefsten ihres Herzens, war ein enthusiastischer Anhänger jener erhabenen Grundsätze bürgerlicher und religiöser Freiheit, zu welchen sich zwar nicht immer die Mächtigsten, aber doch die Besten des Menschengeschlechts bekannt haben. . .

Mathildens holde Liebenswürdigkeit reizte Marecampus, den das Schicksal auf eine so romantische Weise, als Lebensretter, mit dem jungen Mädchen zusammengeführt, ebenso wie der Gedanke, sie einem Manne abwendig zu machen, der ihm als schroffer Gegner in politischer, wie in religiöser Ueberzeugung gegenüber stand. . .

Marecampus hatte ein Steckenpferd. Trotz seiner streng-dogmatischen Anschauungen war er kein

so erbitterter Gegner des Alterthums, wie viele Leute der Umkehr es sind. . .

Er hatte sich schon während seiner Studienzeit gern und oft mit der Baukunst der Griechen und Römer beschäftigt und als er später sich an der Universität habilitirte, trieb ihn diese Neigung zu Reisen nach Italien, Griechenland, dem Orient. Diese Reise kostete ihm den Rest des elterlichen Erbtheils, entschädigte ihn aber außer der wissenschaftlichen Ausbeute auch noch durch die Bekanntschaft mit dem jetzigen König, damals noch Kronprinz, die er in Rom machte. . .

Das Amt eines Directors der königlichen Museen wurde später die lohnende Frucht dieser Bekanntschaft. . .

Während seines Aufenthaltes in Rom hatten sich auch in Folge mehrfacher Begegnungen die Fäden zwischen ihm und jener geheimen Macht geknüpft, deren Einfluß sich durch die verschiedensten Verbindungen, wie ein feines Gift durch alle Kanäle des menschlichen Körpers in fast alle Theile der katholischen, wohl oft auch der protestantischen Welt ergießt.

Man hatte ihn zum Convertiten machen wollen...

Aber die Versuche scheiterten — wohl eben so sehr an Marecampus kirchlichem Gewissen, als an seiner Klugheit, die es ihm vortheilhafter erscheinen ließ, sich dem Orden gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern. . .

Die Fäden wurden fortgesponnen, als er wieder nach Deutschland und zu seiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer zurückgekehrt war. . . Mit vieler Schlauheit suchte man von jener Seite etwaige Glaubensscrupel zu beseitigen und auch die Bekehrungsversuche wurden seltner. Jener Brief, welcher Marecampus in der für ihn so bedeutungsvollen Nacht wieder zufällig beim Durchwühlen seiner Papiere in die Hände gerieth, hatte den letzten derartigen Antrag erhalten. . .

Er hatte ihn zurückgewiesen, ohne daß damit von beiden Seiten gebrochen worden wäre. . .

Seine Gedanken weilten noch bei diesem Verhältniß, als der königliche Hofwagen, der ihn bis zu seiner Wohnung gebracht, vor derselben hielt. . .

Er begab sich in sein Arbeitscabinet, sinnend über des Königs letzte Worte und über die Mittel, zu seinem Ziele zu gelangen.

Er verhehlte es sich nicht, es war eine titanenhafte Aufgabe, die er sich gestellt.

Die Verfassung des Landes umzustürzen, sich zum ersten Minister des Königreichs emporzuschwingen, dann das Land und den König unter seine starke Hand beugen, alle jene verhaßten Ideen von politischer Freiheit und religiöser Toleranz aus den Gemüthern der Menschen, alle die Volksrechte schirmenden Einrichtungen aus dem Organismus des Staates zu reißen und an die Stelle den Staat zu setzen, wie er sich ihn aufgebaut, gewissermaßen der Prophet einer neuen Aera im Staatsleben seines Vaterlands zu werden: Marecampus fühlte trotz seines Selbstgefühls, seines ungemessenen Ehrgeizes, seiner Verachtung aller Hindernisse, daß dies Programm eines Lebenskampfes etwas von der Ausgeburt der Phantasie eines Wahnsinnigen an sich trug, wenn der, welcher sich dieses Programm gesetzt, nicht entschlossen war, mit eisernem Willen Alles an Alles zu setzen. . .

Es giebt Tausende, welche nur das bloße Aussprechen eines solchen Gedankens durch einen Mann in der Stellung des Museendirectors, für eine Narrheit, eine fixe Idee halten werden. Aber Alle sie vergessen, daß die romantischen Charactere zwar sehr selten geworden, aber doch noch nicht ganz ausgestorben sind...

Die romantischen Charactere waren zwar häufiger zur Zeit Mahomet's — durch dessen Wesen ein lebhafter Zug ursprünglicher Romantik geht — zur Zeit Harun al Raschids, Karl des Großen, zur Zeit Christoph Columbus, dessen romantischer Natur und den daraus sich entwickelnden Ideen vielleicht ebenso viel Antheil an der Entdeckung der neuen Welt gebührt als seinen wissenschaftlichen Untersuchungen und seemännischen Erfahrungen — sie waren zahlreicher selbst noch später zur Zeit der Reformation, aber ausgestorben sind sie nicht und die neuste Zeit ist sogar sehr darnach angethan ihre Entwicklung mehr zu begünstigen, als es seit Langem je der Fall. . . Bedarf es mehr, als zwei Namen zu nennen, deren Träger zwar ihrem Character, wie ihrem Streben nach durchaus verschieden, aber doch darin eine Gemeinschaft besitzen, daß eine starke romantische Strömung durch die Tiefe ihrer Natur zieht: Louis Napoleon III. und Giuseppe Garibaldi?

Wir verstehen, wenn wir bei allen diesen Männern von einem romantischen Zug ihres Characters reden, darunter nicht die mittelalterliche Don Quixoterie, wie sie Tieck, die Schlegel, de la Motte Fouqué auffaßten, sondern den geheimen, unwidersteh-

lichen Hang zum Außergewöhnlichen, Außerordentlichen. . .

Es liegt in diesem Hange ein Gemisch von Phantastischem, Kühnem, Abenteuerlichem, welches verbunden mit andern Momenten: Thatkraft, Ehrgeiz oder Begeisterung für eine Idee solche romantische Gestalten schaffen.

Marecampus hatte etwas von jenem romantischen Hange in sich, er schlummerte von Jugend auf in ihm und wurde wach, als günstige Umstände ihn in die Nähe des Thrones, in die Nähe der königlichen Person brachten. . . Er, im Verein mit jenen andern oben angeführten Momenten, hatte ihn diesen gigantischen Plan in der That fassen lassen. . .

Die Stille der Nacht lag längst auf der großen Stadt, über welcher ein reiner, klarer Winterhimmel mit hellfunkelnden Sternen sich breitete und Marecampus saß noch immer wachend in seinem Gemach. . .

Plan auf Plan zur Herbeischaffung der materiellen Mittel, deren er bedurfte, drängten sich in seinem Hirn. . .

Seine Hand streckte sich mechanisch nach einem Buche aus, das neben ihm lag und er blätterte

darin, wie es seine Gewohnheit, wenn er ernsten Dingen nachsann. . .

Seine Augen blieben endlich an einer Stelle haften.

Er las sie mit halblauter Stimme. Es war das oft angeführte Wort Montecuculi's: „Drei Dinge gehören zum Kriegführen, erstens Geld, zweitens Geld und drittens wieder Geld."

„Eine wohlfeile Weisheit," lächelte er bitter, „so banal geworden, wie irgend eine Alltagsredensart und doch so peinlich wahr. . . Geld, Geld, ich spreche das Wort aus mit derselben Sehnsucht, mit welcher Archimed nach dem Hebel verlangte, welcher die Welt aus ihren Angeln heben sollte. . . Ich brauche Werkzeuge und diese Werkzeuge kosten Geld... Der König ist in gewissen Beziehungen geizig, auch wird er nichts geben um sich nicht zu compromittiren. . .

Die alten Geschlechter, auf deren Hülfe ich naturgemäß zuerst rechnen sollte, wollen ihre Säckel auf Kosten des Königthums füllen. . . Die wenigen Opferbereiten haben Nichts. . . Und wollen dann wieder wissen zu welchem Zweck — sie würden sich in mein Werk mischen und es verpfuschen nach

ihrer Weise. . . Nicht für sie, dem Könige will ich die Herrschaft wieder gewinnen, ihm das Königthum zurückerobern. . . Mein Name soll sich an die neue Aera knüpfen, ich will diesen Staat aufbauen, auf meinen Principien."

Er erhob sich und trat an seinen Arbeitstisch. Wie sein Auge darüber hinglitt, bemerkte er neben dem Schreibzeuge mehrere Briefe, die während seiner Abwesenheit von zu Hause angekommen waren. Seine Diener pflegten sie auf diesen dazu bestimmten Platz zu legen. . . Von seinen Gedanken vollständig in Anspruch genommen, schob er sie gleichgültig bei Seite.

„Geschäftliche Kleinigkeiten — ruht bis morgen."

Dabei fiel einer der Briefe herab, so daß das hellrothe Siegel Marecampus entgegenglänzte. . .

Mit hastiger Geberde und indem ein leises Ah! der Ueberraschung ihm entschlüpfte, bückte er sich nach dem Briefe. . .

„Seltsamer Zufall," murmelte er mit einem bittern Lächeln die Thiergruppe des Siegels, das Lamm, den Wolf und den darüberschwebenden Adler betrachtend, „der sie immer dann erscheinen läßt, wenn

mir das Bewußtsein meiner Vereinzelung und meines Mangels an äußeren Mitteln in grellster Schärfe vor die Seele tritt. Sie sind zähe und unermüdlich, mein jüngster Absagebrief scheint sie nicht entmuthigt zu haben und wie der Versucher nahen sie mir immer wieder mit lockendem Anerbieten."

Mit rascher Geberde streifte er das Couvert ab. Ueber die ersten Zeilen flog sein Auge mit gleichgültigem Ausdruck, die nächste Stelle las er mit langsamer Stimme, jedes einzelne Wort scharf betonend, halblaut vor, wie um das Gewicht des Inhalts desto lebhafter sich vor die Seele zu führen.

Die Stelle lautete: „Noch einmal haben Sie unsere Vorschläge zurückgewiesen. . . Und doch ist es ein Feind den wir bekämpfen, sind Ihre Gegner auch die unsrigen. Wollen Sie nicht, wie wir, den Glauben an die Satzungen der Kirche, die Unterwerfung des empörten Individuums unter die Autorität der von Gott eingesetzten Gewalten. . . Sie, wie wir bekämpfen die Revolution, mag sie unter der Maske des constitutionellen Königthums, oder unverhüllt in der Form der demokratischen Republik, oder in dem Abfall von den Satzungen der Staatskirche, oder in der sich keck und frivol

vom Glauben emancipirenden Wissenschaft auftreten. . .“

„In Ihrem letzten Schreiben war ein Passus enthalten, der das Grundmotiv zu sein scheint, welches Sie unsere Vorschläge zurückweisen läßt. Sie schreiben, daß Sie durch unsere Anträge in ein Abhängigkeitsverhältniß zur Congregation treten würden. Sie werfen uns, wenn auch verblümt, herrschsüchtige, egoistische Zwecke vor, Sie lassen in Ihrem Briefe durchschimmern, daß es uns mehr um Befriedigung persönlicher, ehrgeiziger und herrschsüchtiger Leidenschaft zu thun, als um Erreichung des großen Ziels: die zügellos gewordenen Völker wieder zu dem alten, segensreichen Glauben an das göttliche Recht der Priester und Könige zurückzuführen. . .“

„Wir gestehen, daß wir diesen Vorwurf aus Ihrem Munde am wenigsten erwartet. . .“

„Sind Sie wirklich nicht des Glaubens fähig, daß es Männer geben kann, die ohne alles egoistische Interesse, ohne persönliches Interesse wenigstens insofern, als es sich um materielle Güter dieser Welt handelt, für das Königthum und Priesterthum von Gottes Gnaden, als die Grundsäulen menschlicher Ordnung wirken

und kämpfen? . . . Sie sprechen in Ihrem Schreiben von den wilden Fanatikern der Revolution, gegen die zu streiten Ihre Lebensaufgabe, von jenen Menschen, die Alles an Alles setzen, nur um ihre Principien zum Sieg zu bringen, von jenen wilden Vernunftnarren, deren ausgeprägteste Vertreter wir in jenen Schreckensmännern von 1793 sahen, jenen Verruchten, die ihre blutigen Hände an das gesalbte Haupt König Ludwig's und an die gottgeweihten Priester legten und die arm starben, wie die Bettler, kaum so viel hinterlassend, daß man die Begräbnißkosten bestreiten konnte. . ."

„Wohlan, glauben Sie nicht, daß auf unserer Seite, auf der Seite der Vertheidiger jener alten, göttlichen Weltordnung, deren Repräsentanten die Priester und der freie König und — nicht das constitutionelle Scheinwesen — nicht auch jene Entäußerungen aller egoistischen Zwecke, zur aufopfernden Hingabe an die großen Principien, unter deren Schutz die Menschheit viele Jahrhunderte glücklich gelebt, zu finden? . . ."

„Oder sind Sie so unduldsam, so ungerecht, um diese Ueberzeugungstreue blos für sich in Anspruch zu nehmen? . . ."

„Doch genug darüber. Es schweige der Hader — und gestehen wir uns, unsere Feinde sind stark, sie mehren sich von Tag zu Tag. . .“

„Darum noch einmal reichen wir Ihnen die Hand. Gehören Sie auch einer andern Kirche an — Ihre Feinde sind trotzdem die unsrigen. . . Die historischen Grundlagen Ihrer Kirche werden von denselben ebenso bedroht, wie unsere Kirche von denselben bedroht wird. Die Revolution verbündet sich überall soliderisch ohne nach dem Glaubensbekenntniß der Einzelnen zu fragen — die Anhänger der von Gott eingesetzten Weltordnung müssen, wenn sie nicht unterliegen wollen, dasselbe thun. . .“

„Zum Beweis, daß wir es aufrichtig und ehrlich, nur im Interesse der guten Sache meinen, wollen wir alle früher von uns aufgestellten Bedingungen fallen lassen und Ihnen in Ihrem jetzigen Wirkungskreis nützlich sein ohne alle Verpflichtung Ihrerseits. . .“

„In der Voraussetzung, daß Sie — mögen Sie nun unsere Mithülfe annehmen oder zurückweisen — die Discretion, die wir in unsern beiderseitigen Beziehungen stets beobachtet auch hier gelten lassen,

empfehlen wir Ihnen zwei Männer, die Ihnen unter Umständen wesentlich von Nutzen sein können."

„Der eine dieser Männer ist der bei dem vierten Infanterieregiment stehende Hauptmann Klingen, der andere, ein gewisser Herr von Wolkowsky, ein Violinvirtuos, in der dortigen musikalischen Welt nicht ganz unbekannt. Der erstere ist ein entschlossener Mann, der schon mehr als einmal im Kampfe unseren Feinden gegenüber gestanden, dabei energisch und — was oft schädlich — etwas zu Gewaltthätigkeiten geneigt, eine Folge seiner Kriegsdienste unter den Fahnen Sr. Majestät Carl V. (Don Carlos) von Spanien und König Ferdinands von Neapel..."

„Der Virtuos ist geschmeidiger in seinen Formen, hat durch seine Kunst Zutritt in Zirkeln, die dem Hauptmann, dessen Sitten etwas rauh, verschlossen sind und eignet sich Frauen gegenüber, die er durch sein phantastisches, excentrisches Wesen besticht, besonders gut zur Verfolgung unserer großen Aufgabe. . . Er ist zuverlässig und muß es sein, ebenso wie der Hauptmann. Ihre Vergangenheit ist uns Bürge dafür. . . Nicht blos die Pflicht der Dankbarkeit gegen unsere Gesellschaft bürgt uns, sondern

auch das Bewußtsein, daß wir die Mittel in den Händen haben, einen Rückfall oder Abfall zu strafen."

„Sie werden es nicht falsch deuten, wenn wir Ihnen einen Wechsel an die Ordre des Herrn Raphael Bamberger und Joel Heinemann dort beilegen."

„Wir haben in Berücksichtigung der manichfaltigen Ausgaben, zu denen die beiden genannten Herren im Interesse unseres Dienstes genöthigt worden, einem Jeden derselben eine gewisse jährliche Summe ausgeworfen. Bis jetzt bezogen Sie dieselbe direct von uns. Wir bitten Sie, von jetzt an ihnen diese Unterstützung ganz nach Ihrem Ermessen zufließen zu lassen. Den ürbigen Rest des Geldes bitten wir Sie als einen Beitrag zu den Kriegskosten gegen einen Feind zu betrachten, den mit allen Mitteln zu bekämpfen eine ebenso dringende als heilige Pflicht eines Jeden ist, der die göttliche Weltordnung nicht in Staub und Trümmer zerfallen lassen will..."

„Sollten Sie unsere uneigennützig angebotene Allianz annehmen, so wollen wir noch bemerken, daß Sie um sich dem Hauptmann und dem Virtuosen gegenüber zu legitimiren blos die Worte zu sagen brauchen: „Ich bin es, der zu Ihnen

kommt.“ Schriftliche Beglaubigungen zu geben, ist nach einigen traurigen Erfahrungen, die wir damit machten, nicht mehr Brauch in unserer Gesellschaft. . .“

Marecampus legte den Brief bei Seite und hob das Couvert hastig auf. . .

Ein feines, zusammengelegtes Papier, das er in seiner Aufregung nicht bemerkt, lag in dem Couvert... Es war der Wechsel. Ein unwillkürlicher Ruf des Erstaunens glitt über Marecampus Lippen. . .

Eine solche Summe hatte er nicht erwartet. . .

„Ah! . . . das ist eine Hülfe, mit der sich etwas beginnen läßt. . .

Aber sie kommt von ihnen! . . . Zwar ohne Bedingung und Gegenforderung — aber doch von ihnen; und sie sind schlau und erfahren. . .“

Er blickte überlegend vor sich hin. . .

Endlich war sein Entschluß gefaßt. . .

Mit stolzer, entschiedener Geberde hob er den Kopf.

„Ich nehme es an. Sind sie schlau — so werde ich desto vorsichtiger sein. Sie trugen mir, ich nicht ihnen das Bündniß an.

Sie verhandeln mit mir Macht gegen Macht. —

Sie sehen in mir nicht das Werkzeug mehr, den bloßen Diener ihres Willens, sondern den Mann, der ihnen gleich ist.

Und sie thun klug daran; sie haben Recht, wenn sie sagen: Unsere Gegner sind auch die Deinigen. Der Feind des Unglaubens, der Empörung bedroht unsere Kirche wie die ihrige. . .

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Zur selben Abendstunde, in welcher der Museendirector diesen Brief las, saßen drei Männer in der Mansardenstube des Schriftsetzers Wenzel an dem Krankenbette eines Kindes, am Lager des kleinen Hans. Ein Anfall jener heimtückischen, hinterlistigen Krankheit, der Bräune, die schon so viel blühende Kinderblumen dem Garten des Lebens geraubt, hatte den Kleinen vor drei Tagen in später Abendstunde heimgesucht. Seit dem heutigen Morgen erst war, Dank der geschickten energischen Behandlung des Doctor Schilden und der unermüdlichen Pflege des Menschenhassers, die Gefahr beseitigt und das Kind schlummerte ruhig hinter den Gardinen. . .

Trotzdem schaute der Schriftsetzer mit verzweifelter, zerknirschter Miene drein, zuweilen einen

bittenden Blick auf den Doctor werfend, der ihm eben im gedämpften Tone eine derbe und eindringliche Strafpredigt hielt. . .

„Glauben Sie es nur, kein Anderer als Sie mit Ihren Vermummungen sind an der Krankheit des Kindes Schuld. . . Das Bürschchen in Shwals und Pelz zu wickeln, wie einen Eskimo, dann aus der heißen Offizin hinaus auf die Straße laufen und einen Schneemann vor dem Fenster aufbauen lassen, bei welcher Beschäftigung der Kleine seine grönländische Bekleidung bis auf die Pelzhandschuhe bei Seite wirft. . .“

„Aber er gab so gute Worte, daß ich es ihm nicht eben abschlagen konnte . . .“ stotterte Wenzel, indem er dabei einen ängstlich forschenden Blick nach der Bettgardine warf. . .

„Und Sie müssen natürlich, um Ihrem Character als unveränderlicher Menschenfeind treu zu bleiben, jede Bitte des Kindes, sei sie auch noch so thöricht, erfüllen, nur damit Sie Ihren Zweck erreichen, die Menschenbrut um eine verderbte Bestie vermehrt zu haben. . .“

Wenzel, der den Spott in den Worten des Doctors nur zu lebhaft fühlte, schnitt ein so verzweifelt-

bestürztes Gesicht, daß Hardungen eine Art Mitleid mit ihm fühlte.

„Lassen Sie es gut sein, Doctor, Freund Wenzel wird in Zukunft bei der Erziehung seines kleinen Diogenes rationeller verfahren . . . aber wir wollen leiser sprechen . . . ich glaube, der Kleine fängt an sich zu regen.“

Wenzel schnellte von seinem Sitze empor und schlich auf den Fußspitzen an's Bett.

Der Kleine schob die Gardine zurück und streckte mit mattem aber freundlichem Lächeln dem bärtigen Schriftsetzer die kleine Hand entgegen.

„Guten Morgen, Vetter Wenzel. . . Hans ist wieder ganz gesund. . . Hans hat Durst und Hunger. . .“

Ueber das Gesicht des Schriftsetzers flog es wie heller Sonnenschein, der durch dunkle Gewitterwolken bricht.

„Hören Sie es, Doctor,“ rief er mit leuchtenden Blicken, „er hat Appetit, er will essen . . . trinken. . . Recht so, mein Junge . . . iß, trinke, soviel als du willst . . . hier und hier.“

Und er holte mit einer Taschenspieler-Geschwindigkeit aus einer Schublade der alten Kommode ein

Papierpaquet, dessen Inhalt er wie ein übermüthiges Kind eine geschenkte Zuckerdüte auf dem Tischchen vor dem Bette ausschüttete. . .

Und wie aus dem Füllhorn Bosco's rollten aus dem Paquet Zuckerbretzeln und Bonbons, Chokoladenkugeln und kleine geräucherte Würstchen, Stücke Mandelkuchen und Biscuits. . .

Der kleine Hans streckte, die kaum bestandene Krankheit vergessend, lustig den Arm nach den verlockenden Dingen aus.

„Aber bester Wenzel," zürnte jetzt ernstlich der Doctor, indem er rasch die Hand auf die Leckereien legte und Hans wehrte, „wollen Sie denn unsern kleinen Freund absolut umbringen . . . einem noch kranken Kinde solche Dinge zu bieten! . . . Da, mein Kleiner," und er reichte ihm ein Glas lauwarmer Milch und ein Biscuit — „das wird das beste Abendessen heute für dich sein. . ."

Hans lächelte und langte nach der Milch, Wenzel schnitt wieder eine jener Grimassen der Zerknirschung, als Hardungen, der den Kleinen theilnehmend betrachtete, plötzlich ein lebhaftes Ah! der Ueberraschung ausstieß. . .

Wenzel und der Doctor sahen fragend zu ihm auf.

„Was haben Sie, Hardungen . . . was fällt Ihnen an unserm Hans so auf, daß Sie ihn so ängstlich forschend betrachten?“ frug der Doctor, den Blicken Hardungens folgend, als dieser ihm nicht gleich antwortete. . .

„O es ist nichts, eine Kleinigkeit,“ lächelte Hardungen gezwungen, indem er sich sichtlich zu fassen und seine Ueberraschung zu verbergen suchte, „ich glaube eben eine kleine Beobachtung gemacht zu haben, die vielleicht zur Entdeckung der Angehörigen des Kindes führen könnte. . .“

Bei diesen Worten stand der Schriftsetzer auf und stellte sich, Hardungen unruhig und mißtrauisch betrachtend, dicht an das Bett des kleinen Hans, dessen Händchen er in seine große, derbe Faust nahm...

„Eine Entdeckung,“ frug Doctor Schilden, „und in wie fern? . . .“

„Ich bemerkte eben, daß der Kleine oberhalb des rechten Ellenbogens eine Lilie und drei kleine rothe Sternchen als Muttermaal hat und ein so besonderes Kennzeichen dürfte die Auffindung der Angehörigen des Kleinen doch sehr erleichtern . . . bei einem etwaigen Aufruf in den Zeitungen. . .“

„Angehörige . . . Aufruf in den Zeitungen . . .

bei den Krokodillen des Nils, sie mögen kommen," loderte der Schriftsetzer auf, „wilder wie Prairienhunde . . . Herr, es waren zwanzig Grad Kälte, als ich den Wurm da fand . . . in einem Faß auf offener Straße. . . Daß sich die Haifische mit dem Fleisch dieser Angehörigen mästen mögen. . . Mir gehört er . . . mir! ich bin sein Angehöriger und keine Bestie auf dem Erdenrund hat weiter Anspruch an ihn. . . Ich werde ihn groß ziehen, er soll meine Grundsätze, meinen Haß gegen die wilde Brut. . . soll Alles erben, was ich habe. . . Ich weiß, Sie, Herr Hardungen und der Herr Doctor da gehören nicht zu den wilden Menschenbestien, die unbarmherziger gegen einander sind als die reißenden Thiere der Wälder. . . Sie werden mir beistehen. . . Sie werden mir den Kleinen nicht nehmen lassen. . ."

Er schwieg und sah die beiden Männer mit ängstlich fragenden Blicken an. Es lag etwas unendlich Rührend-Komisches in diesen Worten des Schriftsetzers, der kaum sieben Jahre alt, ein Waisenkind geworden, unter fremden rohen Menschen aufgewachsen, von früher Jugend auf getreten, in die Winkel gestoßen und gequält wurde, der Jahre lang mit Entbehrungen kämpfte und auf der weiten Erde kein

Wesen hatte, das er sein nennen konnte; in den Worten dieses Menschenhassers, wie er sich nannte, der für den kleinen verlassenen Knaben, welchen er sterbend auf der Straße gefunden, sein eignes Leben gelassen hätte. . .

„Beruhigen Sie sich, lieber Wenzel," sprach endlich Schilden, indem er gerührt seine Hand auf die Schulter des Schriftsetzers legte, „es wird Ihnen Niemand den Kleinen nehmen. . . Die Leute sagen, daß jedes Kind hundert Sorgen in's Haus brächte und die Menschen sind selten, welche die Sorgen aufsuchen. Das, was unser Freund Hardungen sagte, war jedenfalls nur eine Vermuthung, ein augenblicklicher Einfall." Und er warf dabei dem Redacteur einen bedeutsamen Blick zu.

„Gewiß," setzte Hardungen rasch bestätigend hinzu, „es war nur eine hingeworfene Aeußerung, auf die Sie, mein lieber Wenzel, um so weniger Gewicht zu legen brauchen, wenn Sie bedenken, daß hier ein Verbrechen vorliegt, das Hinausstoßen eines hilflosen Kindes in eine kalte Winternacht. . ."

Wenzel drückte den Beiden die Hand.

„Sie haben Recht," athmete er auf, „es war

eine Gespensterfurcht. . . Und nicht wahr, Hans, du bleibst immer bei mir? . . ."

„Immer —" sagte der Kleine mit den klugen blauen Augen und seinen Beschützer freundlich anblickend. . .

Schilden und Hardungen sagten gute Nacht.

Als sie unten auf der Straße waren und langsam einem Weinkeller zugingen, in dem sie zuweilen des Abends sich erholten, richtete der Arzt einen prüfenden Blick auf seinen Freund, der in Gedanken versunken neben ihm einherschritt. . .

„Sie haben eine Entdeckung gemacht, Hardungen," sagte Schilden, „Ihr Ausruf, Ihre Ueberraschung hatte einen tieferen Grund, aber Sie verstanden meinen Wink und beruhigten den armen, braven Wenzel, der an dem Kinde, das, wie er, Niemand als ihn auf der Welt hat, das er dem Tode entriß, mit allen Fasern seines Herzens hängt."

Hardungen antwortete nicht.

„Sie schweigen," fuhr Schilden nach einer Weile fort, „und Sie haben ein Recht zu schweigen. . . Wir nennen uns Freunde und noch kennen Sie nicht die Vergangenheit Ihres Freundes . . . noch habe ich Ihnen nicht . . ."

„Nein, nein,“ unterbrach ihn hastig Hardungen, mit leidenschaftlicher Geberde des Freundes Hand ergreifend, „suchen Sie nicht ein solches Motiv für mein Schweigen . . . aber ist Schweigen nicht oft Pflicht — zumal, wenn ein Geheimniß nicht uns allein gehört, wenn man vielleicht,“ setzte er verlegen hinzu, „Mitwisser eines Geheimnisses ist, an dessen Bewahrung das Lebensglück mehrerer Menschen hängt. . .“

Auf diese Antwort schwieg Schilden und sie gingen wieder eine Strecke stumm neben einander her...

Mehrmals war es Hardungen als drängte sich noch eine Frage auf des Freundes Lippen, aber dieser konnte es nicht über sich gewinnen, diese Frage wirklich zu thun. . .

Sie stiegen in den Weinkeller hinab. Eine Nische, von zwei hervorspringenden Pfeilern der alten Kreuzwölbung gebildet, war leer. . . Hierher setzten sie sich. . . Golden funkelte der Rheinwein in den Krystallgläsern, berauschend, wie ein Zauberhauch, strömte des Weines Blume ihren Duft aus und Schilden, träumerisch in den Kelch schauend, fühlte wie dieser Zauberduft verklungene Zeiten, begrabene Gestalten, eingesargt in den verborgensten Winkel

seiner Seele, in der Gruft der Vergessenheit, lebendig werden ließ, herauflockte aus der dunkeln Tiefe an die lichte Oberfläche seines Geistes, an die Erinnerung. . .

„Die Todten werden lebendig und die Begrabenen stehen aus ihren Gräbern auf,“ sprach er, vor sich hinstarrend und Harbungens Hand fassend, „lassen Sie mich das Leichentuch wegziehen, welches über den Hoffnungen meines Lebens liegt. . .“

Harbungen, der den Doctor noch nie in solcher Stimmung gesehen, drückte ihm still und schweigend die Hand und rückte dicht an seine Seite. . .

Und des Doctors Auge begann zu glänzen und zu leuchten und sein Mund erzählte von einem duftigen Liebestraum, den er einst geträumt von einem süßen Mädchenbild, das er einst sein genannt, einer holden, lichten Feengestalt. Dann hielt er inne, hob den Becher mit dem goldnen Weine und leerte ihn in einem hastigen Zuge. . . Und der Wein strömte wie Feuerglut in seinen Adern, seine Augen schossen Blitze, seine Brust keuchte und sein bebender Mund erzählte von einem heimtückischen Dämon, einem Vampyr, der sich in das kleine, stille Paradies seines Lebensglücks geschlichen, der mit seinem

Hauche es vergiftet und ihm des Mädchens Seele gestohlen hatte. . .

Und Hardungen lauschte in athemloser Spannung, denn diese Geschichte, diese unselige, jammervolle Geschichte, er erkannte sie sofort — es war dieselbe, die er in jener Ballnacht in dem verborgenen Winkel gehört hatte... Jetzt fiel es wie ein Nebelschleier von seinen Blicken: Mathilde, Schilden und Marecampus: sie waren die drei Personen in jenem so erschütternden Drama, das da draußen am Rhein gespielt, ein Drama, von dem die Welt keine Ahnung hatte und das doch das Lebensglück zweier Menschen in seinen geheimsten Tiefen angriff. Und Schilden erhob sich, leerte noch einmal das Kelchglas und warf es dann zu Boden, daß es klirrend zerbrach. . .

. . „Und es war ein Priester Jehova's," lachte er wild und grell auf, „dieser Satan ... ein christlicher Levit, der das Kunststück ausführte. . . Willst du ihn kennen, den Namen?"

Schilden war außer sich. . . Die Umstehenden wurden aufmerksam. Hardungen nahm den Freund am Arm und riß ihn mit sich fort hinaus auf die einsame Straße. . .

„Still, Freund, still," sprach er, „ich kenne den Leviten und seine Opfer. . ." Schilden starrte ihn an. . .

„Mathilde . . . Marecampus. . . Glaubst du nun? . . . Aber komme, heim zu mir. . . Du sollst Alles erfahren und wenn noch ein Fünkchen Gerechtigkeit in der Welt ist: so hoffe ich, dir eine Sühne zu bereiten, an jenem Leviten, über die sich ein Drako freuen wird."

Achtes Kapitel.

Der Prophet.

Seit einigen Wochen ging das öffentliche Leben des Landes in einem lebendigeren, beschleunigteren Pulsschlag. . .

In kurzer Zeit sollte die Eröffnung der Kammern stattfinden und die allgemeine Neuwahl der Volksvertreter war es, welche diese politische Hochflut erzeugte. . .

Hartnäckig und erbittert war der Kampf. . . In der Presse, in den Wahlversammlungen, in den Vereinen, selbst in den Theezimmern und Salons klangen die Stichwörter der Parteien wieder. . .

Die Reibung war um so stärker, als es keine zahlreiche Mittelpartei im Lande gab und sich die Anhänger der Verfassung und die Feudalen, welche immer noch zu den alten Zuständen der absolu-

ten Monarchie zurückstrebten, schroff gegenüberstanden. . .

Dazu kam, daß dieses Mal die Rückschrittspartei eine Rührigkeit und Energie entfaltete, wie sie seit Jahren auf dieser Seite nicht wahrgenommen worden war. . .

Eine besondere Thätigkeit entwickelte aber das Wahlcomité für die Hauptstadt.

Vor Allem war es ein neu gegründetes Blatt, welches unter dem Tittel: „der Prophet" kurz nach Neujahr erschienen war, welches diese Partei unterstützte. Redacteur dieser Zeitung, die in einer Unmasse von Exemplaren gratis durch's ganze Land verbreitet worden, war derselbe Hauptmann Klingen, über welchen Hardungen die ernste Unterredung mit der Schauspielerin Selma Schütz gehabt.

Wahrscheinlich um vollkommen unabhängig zu sein, hatte der Hauptmann Klingen den Dienst quittirt, um sich ganz dem journalistischen Unternehmen widmen zu können, welches die neu aufgerichtete Standarte sein sollte, um welche sich die Freunde des Thrones und des Alters sammeln sollten. . .

Es sprach ein seltsamer Geist, eine merkwürdige Sprache aus dem „Propheten."

Die wilde, leidenschaftliche Energie, welche die Artikel des Blattes athmeten, stand in Uebereinstimmung mit der grotesken Schreibweise, der düstern, mittelalterlichen, oft alt-testamentlichen Färbung des Ausdrucks. . .

Die Bewohner der Hauptstadt lasen mit seltsamen Gefühl in der ersten Nummer des „Propheten" folgenden Aufsatz, welcher gewissermaaßen das Programm desselben enthielt:

„Der Prophet tritt unter Euch und spricht zu Euch. Hört seine Rede, auf daß Ihr nicht verderbet und verworfen werdet von der Hand Jehova's...

„Wohl sind der Gottlosen so Viele, wie Sand am Meere, aber des Herrn Zorn schwebt über ihnen. . . Darum, wie des Feuers Flamme Stroh verzehrt und die Lohe Stoppeln hinnimmt, also werden ihre Wurzeln verfaulen und ihre Sprossen auffahren wie Staub. . . Denn sie verachten das Gesetz des ewigen Gottes und lästern die Rede seiner Heiligen. . .

„Sie heben die Hände auf gegen die Throne der Könige und die Altäre des Herrn und schleudern die Pfeile ihres Spottes gegen seine Priester. . .

„Es riecht nach Blut in der Welt... Und die Tage der

Trübsale, die da kommen werden, werfen ihre dunkeln Schatten über die Völker der Erde. . .

„Wer zaudert noch?... Die Wahl ist kurz: Gott oder Belial. . . Die Säulen göttlicher und menschlicher Ordnung wanken! Heran zu uns, auf daß ihre Trümmer Euch nicht zerschmettern. . .

„Oeffnet die Augen Eurer Seele und schaut hinaus auf die kommenden Tage. . . Und öffnet die Thore Eurer Herzen und merket die Worte, die ich jetzt zu Euch rede. . .

„Wenn der Sieg jener gekommen sein wird, so sich Verbesserer der Welt nennen, da wird die Welt eine große, wüste Schädelstätte sein. . .

„Und auf den Leibern der Erschlagenen, um welche Geier und Raben, die Vögel des Todes, flattern, auf einem Berg von Gerippen, umgeben von offnen Gräbern voll Leichenduft und Moderfraß, da wird der letzte Mensch jener Tage sitzen. . .

„Mit wilder, trostloser Geberde, mit Augen, in denen das Feuer des Wahnsinns brennt, mit entfleischten, schlotternden Gliedern, aus denen die Wuth und die Verzweiflung das Mark gesogen. . .

„Und dann, dann werden die grauen Schatten des Entsetzens über ihn kommen und nach seiner

Seele haschen. Und er wird beten wollen. Beten — aber der Glaube fehlt ihm. Und dann wird dieser elende, glaubenslose Mensch, dem Alles geraubt, der Glaube wie die Hoffnung, niederfallen auf seine Kniee und wird ausrufen:

„„Ich bin Gott — es ist keiner außer mir,““ und wird sich selbst anbeten. . .

„Und dann bricht der Tag des jüngsten Gerichts an. . .“

Als der erste Eindruck der Neuheit und der Ueberraschung vorüber, schüttelten zwar Viele die Köpfe über eine solche fanatische Bildersprache, noch Andere lächelten sehr spöttisch, aber in den Seelen Mancher blieb doch etwas hängen und in den strenggläubigen Kreisen erhob man das Haupt siegesgewisser und selbstbewußter als je zuvor. . .

Am selbigen Tage, da der Artikel erschienen, kam Hardungen zu Schilden, welcher eben vom Patientenbesuch zurückgekehrt, in seinem Zimmer saß...

Schildens Wohnung, dicht neben der des Schriftsetzers Wenzel gelegen, zeigte eine fast ascetische Einfachheit. . .

Ein Arbeitstisch mit Papieren und wissenschaftlichen Werken bedeckt, ein Bücherschrank, drei oder

vier Rohrstühle und ein altes, hartes Sopha, die einzige Bequemlichkeit des Zimmers, bildeten die Ausstattung des Gemachs; ein eisernes Feldbett in dem an der Stube befindlichen Alkoven war die Lagerstätte des Armendoctors. . . Diese spartanische Ausstattung war nicht durch die äußeren Verhältnisse bedingt. Schilden hatte bei seiner Niederlassung in der Hauptstadt sich um diese Stelle beworben, nicht der Existenz halber, sondern weil er gewissen Kreisen der Welt auf immer entrinnen wollte, weil ihm in den Hütten der Armuth, an der Lagerstätte des Elends und der Noth die Wunde seines Herzens weniger schmerzte, als in den glänzenden Salons der Reichen und Vornehmen, wo ihn so Vieles jeden Augenblick an eine dahingegangene Zeit seines Lebens erinnerte, die er vergessen wollte, die für ihn auf immer begraben sein sollte. . . Schilden war reich, er hätte in einem Palast wohnen, im raschen Gespann seine Kranken besuchen können. . . Aber er verwendete seinen Reichthum nicht für sich. Alle seine Kranken und er hatte Viele, Viele, hatten mehr davon, als er. Und dann haßte Schilden diese vergoldeten, parfümirten, stutzerhaft aufgeputzten Jünger Aesculap's, jene geschniegelten und gebiegelten

Aerzte, welche auf die Knotenbildung ihrer Cravatte mehr Studium verwenden, als auf die Krankheitsgebilde bei ihren Patienten und deren geckenhafte Erscheinung am Krankenbette in so grellem Contrast zu den Bildern des Schmerzes und des Elends steht, welche sie so oft umringen... Er haßte jene Jünger seiner Wissenschaft, welche nur Aerzte für die Reichen waren und die ihren Ruf mehr ihrem angenehmen Plaudertalent und höfischen Manieren, als ihrem Geschick, ihren Kenntnissen verdankten. . .

Seit jener Nacht im Weinkeller war eine auffallende Veränderung in Schildens Wesen vorgegangen... Aus seinem Gesicht war die frühere Schwermuth, jene düstere Melancholie, die ihren dunklen Schatten über seine edlen, offnen Züge breitete, gewichen. . . Aus seinem Auge blitzte ein lebhafter Strahl, sein Antlitz war erregt, belebt wie von innerer Spannung, sein ganzes Wesen war energischer und trug eine gewisse zornige Aufregung, die aus der Tiefe seiner Seele kam. . .

So fand ihn Hardungen, Vor ihm auf dem Fußboden jenes Blatt des „Propheten" mit der fanatischen Apostrophe. . .

Der Arzt sprang auf und dem Freunde entgegen...

„Gut, daß du kommst. . . Hast du gelesen?“ Und er deutete auf den „Propheten“.

Hardungen nickte und zuckte spöttisch die Achseln. . .

„Kennst du die Feder, die diese Blasphemie gegen die ewigen Gesetze der Vernunft schrieb? . . .“

„Man nennt den tollen Hauptmann, den Klingen — unsern Bankhalter von jenem Abend als den Verfasser. . .“

Der Arzt streckte mit hastig verneinender Geberde die Hand nach dem Blatte aus. . .

„Eine falsche Fährte. . . Die Sprache kenne ich und auch den Mann, der sie redet. . . Es ist nicht der Hauptmann. In dem düstern Hirne dieses Menschen, in welchem finsterer Fanatismus und wilde, bestialische Leidenschaften nebeneinander gähren, aus der Feder dieses rohen Landsknechts, der sich überall geschlagen, wo sein dumpfer Haß gegen die Freiheit und seine Begierden einen Spielraum fanden, sind diese Worte nicht geflossen... Er ist die Puppe, die man vorschiebt. O, ich kenne diese Art Menschen, diesen Hauptmann Klingen nur zu gut. Sie sind blos die Werkzeuge, nicht die Seele. Zur Zeit

des Tilly und der Dragonaden des vierzehnten Ludwigs da wucherte die Race üppig. Im achtzehnten Jahrhundert fingen diese Priestersoldaten an, die, eben aus der Messe kommend, ihren rohen Leidenschaften mit wilder Lust die ketzerischen Jungfrauen opferten, auszusterben; unser Jahrhundert hat sie im Lager des Bourbons von Spanien, des Don Carlos, neu erstehen sehen. . . Aber diese hohlen Köpfe, leer wie eine Trommel, die mit einem Gebet auf den Lippen ihre Mitmenschen hinwürgen, sie sind unfähig zu solcher Arbeit. . . Das ist des Marecampus Kralle, die da sichtbar wird. . . Ich kenne diese Sprache, diese schlau berechnete mystisch-prophetenartig klingende, die für die große Schaar der Schwachen und Unselbstständigen einen gewissen Reiz hat, der sie allmählig umstrickt, Faden auf Faden um sie legt, bis sie endlich bis an den Hals in der Nebelkappe der finstersten religiösen Schwärmerei stecken und unfähig zu jedem Selbsturtheil, willenlose Werkzeuge in der Hand ihrer schlauen Führer sind... Das ist die Taktik, wie sie zu Rom und anderweits von der frommen Congregation gelehrt wird und mit welcher sie die Weiber — wie die Völker bethören." Er lachte grimmig auf und stieß das Zei-

tungsblatt mit der Spitze seines Fußes, wie ein unreines Thier von sich. . .

„Du kannst Recht haben, Schilden,“ meinte Hardungen nachdenklich, „er scheint ein feiner Kopf zu sein, dieser Herr Doctor Marecampus. . . Soeben erfahre ich, daß er im ersten Wahlbezirk der Hauptstadt als Candidat für die zweite Kammer aufgestellt ist. . . Und droben auf dem Schlosse soll er es in den paar Monaten so weit gebracht haben, daß die Pudels und die Kammerherren um die Wette vor ihm schweifwedeln. . .“

„Auch bei Olbers ist er in letzter Zeit ein oft gesehener Gast. . . Der Geheimerath ist nach dem Salamander erster Klasse und einen Gesandtschaftsposten zweiten Rangs lüstern . . . und Fräulein Linda von Olbers ist eine Erscheinung, welche für einen Mann wie Marecampus nach verschiedenen Seiten hin wichtig und interessant sein muß. . .“ Er sprach das Letzte mit einem sarkastischen Anflug, der nicht frei von Bitterkeit war. . .

Der Name Olbers hatte auf des Arztes Antlitz wieder jenen düsteren Schatten hervorgerufen, der wie ein dunkler Trauerflor über seine Züge sich ausbreitete. . .

Seine Blicke senkten sich zur Erde nieder und seine Zähne nagten gierig an seiner Unterlippe. . .

Eine Frage drängte sich endlich gepreßt und tonlos hervor. . .

„Und sie?"

Hardungen drückte lebhaft des Freundes schlaff herabhängende Hand.

„Ich habe sie seit jener Nacht nur einmal gesehen, zwei Tage später. . . Es war ein leidiger, conventioneller Besuch, den ich machte. . . Linda und der Geheimerath waren nicht zu Hause. . . Sie empfing mich allein in ihrem Boudoir. . . Wir sprachen erst von alltäglichen Dingen, Dinge, bei denen die Seele nicht weiß, was der Mund plaudert, als ein neuer Besuch angemeldet wurde — der Doctor Marecampus."

Hier entfärbte sich Schilden, auf seiner Stirn ballte es sich wie dunkle, blitztragende Gewitterwolken und seine Hand umspannte krampfhaft die des Freundes. . .

„Auch Frau von Olbers wurde blaß," fuhr Hardungen, des Freundes Druck erwidernd, fort, „und ich sah, wie in ihrer Seele Abscheu und Ent-

setzen kämpften, aber die Furcht, welche ihr dieser Mann einflößt, siegte und sie empfing ihn. . ."

„Ha, ha, ich möchte doch die Melodie kennen, die dieser Vogelfänger pfeift, daß ihm selbst die wieder zulaufen, die er schon einmal in seiner Schlinge gefangen... Gleichviel wie die Lockung heißt, Furcht, mystische Schwärmerei, Sinnenrausch oder Sentiments — wenn nur das Vöglein anbeißt. Haha! Und du sprachst an jenem Abend, wo ich dir unten im Keller dieses Levitenstücklein erzählte, von einer Büßenden, die du in ihr gefunden, von einer reuigen Magdalena. . ."

Und er schlug die Hände vor den Kopf und lachte fort. . .

Es war ein grausiges, markerschütterndes Lachen; jenes gellende Lachen der Verzweiflung, das mit seinen schrillen, betäubenden Tönen den letzten Schmerzensaufschrei einer zu Tode gehetzten Menschenseele ersticken will. . .

Hardungen schwieg. Er ließ diesen wilden Ausbruch einer Jahre lang unterdrückten Leidenschaft erst austoben, bis er fortfuhr:

„Vielleicht urtheilst du doch zu streng. Hättest du wie ich das krampfartige Erzittern bemerkt, das

ihre Gestalt überflog, als er über die Schwelle schritt, du würdest das tiefste Mitleid mit ihr empfunden haben. . ."

Mit leidenschaftlicher Geberde unterbrach ihn der Arzt. . .

„Verkenne mich nicht, Hardungen — bei unserer Freundschaft beschwöre ich dich darum. Fünf Jahre sind seit jener Stunde, in welcher ich so schnöde um das Glück meines Lebens betrogen wurde, dahingerauscht. Kein Laut der Klage, des Vorwurfs, kein Wort des Fluchs, das ihr galt, schlüpfte damals über meine Lippen. Nur ihn, den Marecampus, brandmarkte ich vor ihren Augen mit dem Zeichen ärgster Schmach, die ein Mann in Gegenwart eines Weibes dem Andern anthun kann. Ich spie ihm in die gleisnerische Larve und schleuderte ihm meinen Handschuh vor die Füße. . . Und der Elende nahm es hin, ruhig, wie ein Hund, den man züchtigt. Sein Mund blieb stumm, nur seine Blicke vergifteten sich. Und dann schüttelte ich den Staub jener fluchbeladenen Stätte von meinen Füßen, verließ ich das Land meiner Jugend, die Gräber meiner Eltern und zog hinaus in die weite, wüste Welt. . ."

„In die weite Welt!“ wiederholte er mit dumpfer, eintöniger Stimme.

„Sie lag vor mir wie ein graues, uferloses Nebelmeer ohne einen Strahl lichten Sonnenglanzes, ohne Duft und ohne Farbe. Vier lange Jahre trieb es mich durch diese Weltwüste. Und jeder Tag, der sich in diesen entsetzlichen langen vier Jahren loswand aus dem Schooß der Zeit, wurde für mich zu einer qualvollen Ewigkeit. Da fühlte ich, wie die Furien des Wahnsinns ihre Krallen nach meiner Seele ausstreckten, ich durch die Welt hinglitt wie ein wesenloser Schatten durch eine graue, wüste Oede, die sich dehnt und dehnt und nimmer endet, und aus der kein anderer Weg zum Frieden, zur Ruhe führt, als der Weg zum Grabe. . .“

Eine fahle Blässe deckte des Arztes Gesicht, seine Stimme war zum dumpfen Flüstern herabgesunken. . . Hardungen hörte, das Haupt über den Tisch gebeugt und in den Arm gestützt, in düstrem Schweigen zu. . .

„Aber ich starb nicht. Und eines Tages kam ich in diese Stadt. Eine kurze Rast wollte ich dem erschöpften Leibe gönnen . . . dann wieder den Stab weiter setzen und wandern durch die Welt

ruhelos wie Ahasver, der ewige Jude — bis sich endlich mir die enge Pforte zu dem dunklen Wege öffnen würde, der zur Schlummerstätte führt, die Gott der Herr jeder erschaffenen Creatur bereitet. Aber als ich am andern Morgen weiter wollte, konnte ich nicht. Die Krankheit wühlte in meinen Adern! Und zum ersten Male wieder, seit langer, trüber, vierjähriger Nacht, fiel ein lichter Strahl in mein Dasein. Ich sah den Hafen der Ruhe: das Grab that sich vor meinen Blicken auf. Die Fittige des Todes berührten meine Schläfe. . . Aber meine Stunde war noch nicht gekommen. Nur die Ahnung des Todes drang zu meinem Herzen, nicht er selbst. Ich gesundete. Die Fieberglut, die in meinen Adern gebrannt, hatte mein Blut von jenen dumpfen Säften geläutert — ich wand mich allmählig aus der kalten Erstarrung los und kehrte meine Seele wieder den menschlichen Geschicken zu. Ich beschloß, meine Kräfte, den Rest meines Daseins, meine Wissenschaft jenen armen Unglücklichen zu widmen, an deren Hütte immer das Elend und die Krankheit mit knöchernem Finger pochen. Und so geschah es. Unter dem ewigen Unglück, das sich meinen Blicken offenbarte, vergaß ich das meinige, lernte es leichter

tragen. Die Erinnerung an Mathilde und ihr Vergehen verblich immer mehr und mehr und endlich sargte ich sie ein im innersten Schrein meines Herzens und breitete das Leichentuch der Vergessenheit darüber. Ihn aber, den Verführer, hatte ich längst zu den Todten geworfen. . . Da plötzlich," und des Arztes Stimme schwoll bei jedem Worte immer mächtiger in innerem Grimm, „taucht des Verfluchten Gestalt in einsamer Nacht auf offener Straße vor mir auf, ich sehe sie wieder vor mir, diese gleisnerischen Bonzenzüge, das falsche Levitenantlitz und mit einem Male bricht die alte Wunde auf und ihr Eiter vergiftet von Neuem mein Blut. . ."

„Und nun bringst du mir Kunde von ihr — daß sie hier, verheirathet einem Manne, den sie nicht liebt, vielleicht kaum achtet und daß er wieder seine Bande und Netze um sie legt — und wach wird wieder der alte Haß, die alte Wuth. . .

Und warum soll ich nicht zweifeln an ihrer Buße? O, du kennst die Frauen nicht, die Tiefen ihrer Seele — die Abgründe, die sie mit schönen Blumen verbergen. . ."

„Du irrst, Heinrich — du irrst," warf Hardungen ein, „für Mathildens Buße, für ihre Reue

bürge ich dir. . . Ich sah, wie das Entsetzen bei seinem Anblick an jenem Ballabende ihr das Blut in die innerste Kammer ihres Herzens trieb, ich sah den stillen Kampf, den das unglückliche Weib mit sich kämpfte in jenem einsamen Zimmer. . . Auch glaube ich nicht, daß seine Annäherung an die Olbers, ihr, Mathilde, gilt. . . Er jagt ein anderes Wild, er mag sich aber vorsehen, daß er nicht selbst in die gelegten Netze fällt. . . Doch genug davon, wie steht es mit dem Knaben, hast du eine Spur darüber aufgefunden?"

Bei dieser Erinnerung an den kleinen Hans zeigte sich wieder jener frühere Zug stiller Wehmuth auf des Arztes Zügen.

„Meine Nachforschungen sind bis jetzt resultatlos geblieben und offen gesagt, mein lieber Hardungen, ich gräme mich nicht darüber. Der brave Wenzel ist so glücklich durch das Kind, daß ich ihm um keinen Preis diese einzige Freude rauben möchte. . . Und wer weiß, wie sie das Geschenk aufnehmen würde. . . Ich habe den Glauben an das Weib verloren. Jetzt, da sie das Kind todt glaubt, gefällt sie sich in selbstquälerischen Schmerzen, sie weint und seufzt und stöhnt, während sie sich früher nicht

um das arme Geschöpf kümmerte und die Sorge für ihn jenem Menschen überließ, der ihr Verderber wurde. . ."

Er lachte bitter auf.

„Wahrlich, es ist sehr zweifelhaft, ob dir's die gnädige Frau wirklich dankt, wenn du ihr das verlorene Kind in die Arme legst. . . Ah, das ist verdammt compromittirend. Und selbst der Herr Gemahl, so ein feiner Hofgeselle dieser Herr von Olbers auch sein soll, es wird ihn doch wurmen, so plötzlich zum Adoptivvater sich avancirt zu sehen."

Schilden legte die Hand auf des Freundes Schulter. . .

„Ich sah dich noch nie so, Heinrich. . . Das ist ein Tropfen fremden Blutes in deinen Adern, wirf ihn hinaus. . . Nur noch ein Wort. . . Willst du Mathilde noch einmal sehen, sprechen, glaubst du, daß ein Zusammentreffen für Euch Beide heilsam sein würde? . . So sage es mir. Ich glaube eine Möglichkeit zu finden, daß Ihr Euch ohne Zeugen sprechen könnt."

Der Arzt erhob sich heftig und streckte abwehrend die Rechte aus.

„Nie ... nie. Laßt die Todten ruhen... Warum

die Schmerzen alle wieder wachrufen. Ich kenne nur einen Menschen aus jener Zeit, dem ich Auge im Auge gegenüber stehen werde: Marecampus, dem Rattenfänger, den jetzt durch sein Pfeifen die Seelen des Volks fangen will, wie damals, da er die eines Weibes einfing. Und wenn dieser Augenblick gekommen ist, dann wird auch das Gericht über ihn kommen und den Stab brechen.“ Und er knickte einen dünnen Stab, der auf den Fenstern zwischen zwei Blumentöpfen lag, entzwei und schleuderte ihn rückwärts über sein Haupt.

„Und nun laß uns gehen, Hardungen, meine armen Kranken rufen wieder, zu lange schon habe ich sie wegen dieser — alten, begrabenen Geschichte vergessen. . .“

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Im Hause des Geheimeraths von Olbers wehte nach jener Fête eine eigenthümliche schwüle Luft. . .

Die junge Frau war nervöser, schwermüthiger und zurückhaltender gegen ihren Gemahl als je. Aber auch gegen Linda zeigte sie ein gewisses Stillschweigen, welches das junge Mädchen, das seine Cousine aufrichtig liebte, verletzte und betrübte. . .

Mathilde fühlte das wohl; sie fühlte, wie sie ihrer Freundin eine Aufklärung schuldig war, zumal nach jenem Vorgang bei Marecampus Vorstellung auf dem Ballfeste, aber Scham vor ihr und Furcht vor ihm, hielt sie davon ab, sobald sich ein Wort auf ihre Lippen drängte. . . Marecampus übte eine Art magischen Einfluß auf die junge Frau aus, einen Einfluß, dem sie sich vergebens und mit Aufbietung aller ihrer Seelenkräfte nicht zu entziehen vermochte. . .

Dazu kam noch ein neues Motiv, welches für sie etwas Entsetzliches hatte. . .

Die Besuche des Museendirectors in dem Olbers'schen Hause waren nach jenem Ballabend sehr häufig geworden und jetzt kam er täglich. . .

Nicht ihretwegen, o das wußte Mathilde, das hatte sie schon bei jenem so peinlichen Gespräch mit ihm in dem grünen Zimmer geahnt — nein, er kam Linda's wegen. . .

Mit Schaudern sah sie, wie er seine dunklen, flammenden Augen mit dem seltsamen Ausdruck, den sie nur zu gut kannte, auf das junge Mädchen heftete, wie er sich eifrig und mit jenem ernsten Interesse, das die Frauen noch mehr besticht, als die

alltägliche Galanterie, mit ihr beschäftigte. . . Und Linda, dieses Mädchen mit dem hellen, klugen Auge, das bis in die geheimsten Falten der Seele zu dringen schien, dieses stolze kühne Herz, das dabei doch so lieb und gut war — sie wendete sich nicht von dem Manne ab, wenn er mit seinen Zauberreden ihr Ohr füllte, wenn er bald geheimnißvoll flüsternd, bald in klangvoll mächtig dahin rauschender Rede sie so fesselte, daß sie mit Auge und Ohr an seinem Munde hing und gierig die Worte einsog, welche seinen Lippen entströmten. . .

Einen Augenblick dachte die junge Frau an ihren Mann. Aber bei der ersten leisesten Andeutung, die sie fallen ließ, wurde ihr aus der Entgegnung ihres Gatten klar, daß dieser das sich zwischen den Beiden anspinnende Verhältniß nicht ungern sah, es sogar begünstigte und den Museendirector in dringlichster, freundschaftlichster Weise zum häufigen, wiederholten Besuch seines Hauses aufforderte.

Aber Linda — Linda, was zog sie hin zu jenem Manne, dessen Wesen sie anfänglich so abzustoßen schien, den sie sogar bei dem ersten Worte, welches er mit ihr wechselte, mit Kälte und leisem Spott behandelt?

Ein gar seltsam wunderliches Ding ist das Frauenherz, und seine Regungen unerklärlich oft den Frauen selbst.

War es um mit den profansten Beweggründen zu beginnen, Neugier, wollte sie das Geheimniß ergründen, das zwischen ihm und ihrer Schwägerin Mathilde bestand? Oder war es der Reiz der Gefahr, welcher sie anlockte? Wollte sie Mathilde zeigen, sieh, mit diesem Manne, den du so fürchtest, in dessen Nähe dich ein fast convulsivisches Zittern, eine grenzenlose Angst befällt, wie die Gazelle oder Antilope, wenn sie den Tiger erblickt, mit diesem Menschen spiele ich, wie mit einem gezähmten Raubthiere, dem die Zähne ausgebrochen sind?

Oder war es wirklich ein Interesse an des Museendirectors Persönlichkeit, das sie zu ihm hinzog, war es die Mystik seiner Rede, das Geheimnißvolle, in welches er seine Worte und Handlungen kleidete, jene halben, dunklen, hingeworfenen Aeußerungen von einer hohen, mächtigen Lebensaufgabe, von einem Ziel, das zu erreichen man bereit sein müsse das Höchste einzusetzen?

Linda hatte ein stolzes, romantisches Herz. . . Alles Außerordentliche, Wunderbare, von dem Ge-

wöhnlichen Abweichende reizte und fesselte sie. War das vielleicht der Zauber, welchen Marecampus auf sie ausübte? ahnte sie es, daß dieser Mann seine Existenz wagte, um irgend ein gewaltiges Werk zu vollbringen, eine große Mission, und bewegte dieser kühne Entschluß ihre Seele? . .

Oder war es — denn ein wunderlich und seltsam Ding ist das Frauenherz — die Absicht ihre Freundin an diesem Manne, den jene so sehr fürchtete und verabscheuete und der ihr Viel, unnennbar viel Böses zugefügt haben mußte, zu rächen?

Oder war es ein Gemisch von allen diesen Motiven, deren stärkstes vielleicht Linda selbst nicht klar war?

Mathilde wußte es nicht; sie verlor sich in diesem Labyrinth von Muthmaßungen, Zweifeln und Befürchtungen, von denen die eine peinlicher als die andere war.

Und Linda selbst?

Es war in den Mittagsstunden eines der letzten Märztage. Linda saß unter der Veranda des kleinen Pavillons, welcher in Mitten des an das Wohnhaus grenzenden Gartens stand. Warme Winde und die goldenen Strahlenpfeile, welche die März-

sonne von dem blauen, unbewölkten Himmel niedersendete, hatten den Winter mit seinem Eis und Schneegestöber hinauf in die Polargegenden zurückgescheucht.

Der geheimnißvolle, belebende und verjüngende Odem des Frühlings ging durch die Natur. In dem Garten keimte und sproßte es, in den Hecken, Bäumen und Büschen ein Summen und Schwirren, helle Frühlingsfalter gaukelten in dem weichen Luftmeer und flatterten von Beet zu Beet, lüstern die einzelnen Blüthen, die der März schon zur Entfaltung gebracht, umspielend.

Ringsum tiefe Stille; nur unterbrochen von dem Schwirren und Zirpen kleiner bunter Käfer und dem Gezwitscher einiger kleiner Waldvögel, die der rauhe Winter herein in die Stadtgärten getrieben und die noch nicht wieder ihr Winterquartier verlassen und in ihre grüne, duftige Waldeinsamkeit zurückgekehrt waren. . .

. . .Linda hatte das Haupt in die kleine, zarte Hand gestützt und blickte träumend vor sich hin. Ein aufgeschlagenes Buch, in welchem sie gelesen, lag vor ihr auf dem kleinen Tisch von lackirtem Weidengeflechte. . . Das Buch führte den Titel „Pilgerfahr-

ten"; es war ein lyrisches Gedicht, dessen Gegenstand eine Verherrlichung des Mittelalters und seiner kirchlichen wie politischen Institutionen war. Ein erotischer Faden schlängelte sich natürlich, das Ganze nicht zu Tendenziös erscheinen zu lassen, durch die Dichtung. Der Museendirector hatte Linda auf diese literarische Erscheinung aufmerksam gemacht. . .

„Seiner Majestät Tante, Prinzessin Auguste, sprach neulich beim Thee des Königs mit einem fast an Begeisterung streifenden Interesse von dieser Dichtung, deren anonymen Verfasser man bis jetzt vergebens zu enthüllen gesucht hat."

Auf das junge Mädchen hatte das Buch einen eigenthümlichen Eindruck gemacht und einander widerstreitende Gefühle in ihr wach gerufen. Zog sie die Farbenpracht der Bilder, der Schwung der Sprache, die kühne Ritterlichkeit des Helden an, so fühlte sie eine lebhafte Abneigung gegen diese religiöse Mystik, welche in der Dichtung lag; ihr klares, scharfes Auge war gewöhnt in das helle Sonnenlicht zu blicken und hier umgab sie jene Halbdämmerung alter, gothischer Dome, um deren Säulen die Weih-

rauchwolken schweben, welche von den Räucherbecken beim Meßamte aufgestiegen sind. . .

Da knirschte der feine gelbe Kiessand des Gartenwegs unter einem lebhaften Männertritt. . .

Linda blickte auf und eine helle Röthe flog über ihre Züge. . .

Der Museendirector stand vor ihr und sein Auge sog mit einem gewissen gierigen Behagen das Bild des jungen Mädchens ein. Er hatte die Arme übereinander gekreuzt, in seinem langen, lockigen, glänzend schwarzen Haar spielte ein leichter, warmer Frühlingswind.

So rasch als Linda ihre Blicke zu dem räthselhaften Manne aufgeschlagen, so schnell senkten sie sich wieder zur Erde nieder, als sie den seltsamen Ausdruck bemerkte, mit welchem er sie betrachtete.

Marecampus bemerkte dies und über sein ernstes Gesicht flog ein stolzes, frohes Lächeln. . .

Das Alles geschah viel schneller als es sich beschreiben läßt — denn diese ganze stumme Situation hatte kaum die Dauer einer Secunde. . .

Der Museendirector ließ plötzlich die Arme schlaff zur Seite niedersinken und verbeugte sich.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ungestüm und

seltsam erscheint Ihnen vielleicht mein Einbruch in diese stille, grüne Einsamkeit. Aber es giebt Augenblicke im Leben, wo die Seele so ganz erfüllt von einem hohen Gefühl ist, daß uns die gangbare Scheidemünze der Höflichkeit ausgeht."

Ein noch dunkleres Roth erglühte auf Linda's Wangen und voll tiefer Verlegenheit langte sie nach dem Buche.

„Ich las in dem Werkchen, das Sie mir neulich empfohlen," flüsterte sie, „und widerstreitende Gefühle wurden wach in meinem Herzen. Der Sprachblumen wunderbarer Duft, der Bilder Farbenpracht, Siegberts, des Helden kühnes, ritterliches Streben, das Höchste einsetzend, um das Höchste zu gewinnen: es zog mich an mit gewaltiger Macht, berauschte meine Sinne. Mir wurde wie damals, als ich zum ersten Male zu Köln am Rheine in dem alten Dome einem Hochamt beiwohnte. Der Posaunenschall, der vom Chor herunterklang, des Priesters und der Knaben Gesang, die Weihrauchwolken, die empor zur hohen Wölbung wallten, erfüllten mich mit geheimnißvollen Schauern, mit dunkeln Ahnungen, die schmerzlich-süß durch meine Seele zuckten. Alte Traumgestalten meiner Kindheit, Erinnerungen meines ersten Jugendunterrichts

wurden in mir wach. Meine Blicke schweiften durch den Dom, dessen Säulen wie aus dem Mittelpunct der Erde, kühn, wie mächtige steinerne Urwalds-bäume emporzuwachsen schienen. Und der stolze, gewaltige Bau der römischen Kirche versinnbildlichte sich mir in der mächtigen Steinbildung.

Eine Ahnung von jener Macht des Glaubens, die Millionen Seelen an Petri Stuhl fesselt, kam über mich, ich fühlte in diesem Moment den Zauberbann der Papst-Kirche.

Erst als ich wieder mit meinen Reisegefährten auf der Schiffsbrücke stand und das Treiben des lebendigen Stromverkehrs, rheinaufwärts und rheinabwärts an mir vorüberzog, verlor sich dieser wunderbare Eindruck. . . Drei Tage später wohnte ich mit meiner Cousine Mathilde und Vetter Albert dem sonntäglichen Gottesdienst in einer kleinen protestantischen Kirche des Schwarzwaldes bei. Welcher Contrast zwischen diesem einfachen Gotteshaus, wo weder die mächtige Wölbung des Baues, noch Posaunen-Töne und Chorgesang, weder Weihrauchwolken, noch brennende Kerzen die Sinne berauschten — mit dem Dome zu Köln und seinem Hochamt.

Und dann dieser einfache, schlichte Greis mit dem

einfachen schwarzen protestantischen Priestergewand und den spärlichen weißen Haaren, die um seine Stirn fielen, mit den milden, klaren Zügen voll Herzenseinfalt. . . . Und als dieser Greis die Hand ausstreckte gegen die Gemeinde, arme Holzbauern und Bäuerinnen, die Jahr aus, Jahr ein ein hartes, schweres Leben voller Arbeit und Mühseligkeiten führen, und zu ihnen die Worte des Evangeliums sprach:

„. . .Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. . . .

„Ich aber sage euch, liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen,“ da ergriff eine tiefe, heilige Rührung meine Seele und der lichte Sonnenstrahl, der bei diesen Worten des Predigers durch die niedrigen Bogenfenster des Kirchleins in das Schiff fiel, drang mir so warm in's Herz, daß es mir däuchte es sei der Welt-Heiland selber, aus dessen Munde ich die Worte gehört, nicht ein armer schlichter Pfarrer eines schwarzwäldischen Dorfes. . .“

Mit leuchtenden Blicken, mit dem rosigen Hauch, den die Begeisterung auf die Wangen zaubert, stand

die Jungfrau vor dem Manne, der sie, ohne durch eine Miene oder Wort ihre Rede zu unterbrechen, angehört und dabei ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuche gezogen, auf welches er mit flüchtigen Zügen eine Skizze hinwarf, die er, als Linda geendet, rasch in seiner Hand verbarg. . .

Anfänglich leise und schüchtern flüsternd, war ihre Rede immer freier, schwungvoller, gehobener geworden und am Ende sprach sie mit einer tief innerlichen Energie, die einen sichtlichen Eindruck auf den Museendirector hervorbrachte. . .

Aber das Schweigen brachte Linda zu sich selbst zurück. . .

Diesem sonst so stolzen und selbstbewußten Mädchen flog plötzlich ein Gedanke der Scham an; sie glaubte sich in ihrer Aufregung eine Blöße gegeben zu haben, die sie in den Augen dieses Mannes lächerlich erscheinen ließ und mit einem Male kam wieder jene Befangenheit und Verlegenheit, welche sie beim Beginn der Unterhaltung befallen, über sie. . .

Vielleicht hatte Marecampus nur auf diesen Moment geharrt, denn als er sie so mit zur Erde geschlagenen Blicken, mit gerötheten Wangen vor sich

hinblicken sah, begann er mit dem weichen klangvollen Tone, der seiner Sprache einen eigenthümlichen Reiz verlieh:

„O, daß so schöne, hohe, jungfräuliche Kraft ihr Pfund vergraben muß; nicht wuchern darf damit zum Heil der Welt.“ Er hielt inne, fast wie erschrocken über seine Worte und sprach dann im ruhigeren Tone weiter: „Sie verzeihen mir schon, mein gnädiges Fräulein, wenn das Gefühl für das Schöne und Erhabene zuweilen die enge Schranke der herkömmlichen Form durchbricht. In dem Momente, wo Sie so vor mir standen und mit so beredten Worten den Eindruck jener Dichtung schilderten, kam mir sofort ein Gemälde vor die Augen, welches ich im Auftrage Seiner Majestät des Königs kürzlich für die Gallerie angekauft. Es stellt Johanna, das Mädchen von Orleans dar, im Momente da sie vor den König hintritt und ihm in prophetischer Rede ihre Sendung kündete. . .

Daß mir Gott nicht die Hand eines Raphael's oder Corregio's verliehen. . .

So bin ich nur ein Stümper in der edlen Kunst — da sehen Sie.“ Und er reichte ihr das Blatt mit der flüchtig hingeworfenen Skizze. . .

Linda stieß einen leisen Ruf der Ueberraschung aus. . .

So flüchtig und leicht die Skizze auch gezeichnet, sie erkannte sich doch sogleich. . .

„Ah, das ist reizend. . .“

„Das Original. . . nicht die Copie. . .“ fiel rasch und mit einem galanten Lächeln der Museendirector ein.

Linda haßte nichts mehr als fade Galanterie, glatte Schmeichelei, wie sie die Stutzer und Gecken allerwegs den Frauen in's Ohr zischeln. . .

. . .Aber Marecampus schmeichelte selten und galante Redensarten fielen nur spärlich von seinen Lippen. . .

Fräulein von Olbers erröthete bis unter die Stirne bei des Museendirectors Worten und vielleicht zum ersten Male setzte sie eine Schmeichelei in Verwirrung. . .

Jener schien oder wollte es nicht bemerken.

Mit taktvoller Gewandtheit führte er das Gespräch wieder zu dem Ausgangspunkte zurück. Linda gewann dadurch Zeit ihre Befangenheit, die ihr end-

lich selbst lächerlich und kindisch vorkam, zu überwinden und bald lauschte sie aufmerksam den Worten des geistvollen Mannes.

Er sprach von der Macht des Glaubens, von dem gewaltigen Einfluß, welchen die katholische Kirche auf die gläubigen Seelen ihrer Bekenner ausübt. Er beklagte schmerzlich und lebhaft die Kahlheit des kirchlichen Cultus bei den Protestanten und die trokkene Verstandesrichtung, den nackten, ausgewässerten Rationalismus, wie er ihn nannte, welcher innerhalb der Kirche sich so weit ausbreite. Er führte sie wieder in den Kölner Dom und in die Kirche im Schwarzwald. Ob sie nicht bekennen müsse, daß große, kühne Entschlüsse, muthige Thaten im heiligen Schatten eines alten Doms besser reiften, als zwischen den vier kahlen, weißgestrichenen Wänden unserer protestantischen Gotteshäuser. Im Kölner Dome habe sie ein Schauer der Unendlichkeit angeweht, in der schwarzwälder Dorfkirche sei es die bürgerliche Moral, die ihr mit dem Sonnenstrahl in's Herz gedrungen, deshalb sei eine Reformation der protestantischen Kirche, ein gewisses Zurückgehen zu den alten liturgischen Formen der großen Mutterkirche, aus deren Schooß die protestantische ent-

sprungen, nöthig. Er kam dann auf die Ungläubigkeit unserer Zeit zu sprechen, auf die frechen Hände, welche an den Grundsäulen der göttlichen und menschlichen Ordnung rüttelten. Er schalt in lebhaften, Verachtung athmenden Worten auf die matten, trägen Herzen, welche aus Furcht, Blasirtheit und Sorge um das materielle Wohlbefinden unthätig diesem vandalischen Zerstörungswerke zuschauten... Dann redete er in flammender Sprache von der Nothwendigkeit, daß alle die, welche sich berufen fühlten, der Menschheit die heiligen Güter und Segnungen des Glaubens zu erhalten, sich zusammenschaaren müßten, daß sie mit kühnem Muthe, mit dem Muthe der Märtyrer, als die neuen Propheten des alten heiligen Glaubens vor die verwilderte Welt treten und den Spöttern und Läugnern, die unter dem Namen der Freiheit nur selbstische Zwecke persönlichen Eigennutzes verfolgten, zurufen müßten: Die ihr Zion mit Blut bauet und Jerusalem mit Unrecht, eure Häupter richten um Geschenke, eure Priester lehren um Lohn und eure Propheten wahrsagen um Geld... Aber es wird ein Tag kommen, der brennen soll wie ein Glutofen. Da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein und der künftige

Tag wird sie anzünden und wird ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen! . ."

Marecampus Stimme hatte bei dieser biblischen Apostrophe, mit welcher er endete, jenen prophetischen Ton angenommen, welcher durch den düsteren, weissagenden Ernst seines Charakters die Herzen der Menschen in ihren Tiefen faßt.

Er hatte sich erhoben und stand, die Rechte warnend empor gehoben, hoch aufgerichtet vor Linda, mit seinem Auge weit hinaus in die Ferne schauend bis hinüber zu den blauen Bergen, welche die Landschaft schlossen... Er stand da wie ein alter Seher, der mit dem innern Auge seines Geistes weit hinaus in die Zukunft seines Geschlechts blickt und der in den Gebilden der Wolken die geheimnißvollen Schriftzeichen sieht, welche ihm die zukünftigen Geschicke der Welt künden. . .

Linda war mächtig ergriffen. Sie fühlte sich wie von einem Geisterhauch angeweht, ihr Fuß war wie mit magischer Gewalt an die Stelle gefesselt, auf der sie stand, es däuchte ihr, als hätte der Mann, der vor ihr stand wie ein alter Prophet, einen Zauberkreis um sie gezogen, den sie nicht überschreiten konnte. . .

Da lachte es hell auf hinter den Gebüschen. . .

Marecampus und Linda schreckten wie Träumende, die man urplötzlich weckt, jäh zusammen.

Herr von Olbers trat, die Zweige zurückbeugend, aus dem Gebüsch. . .

„Daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß" . . . lächelte er, sich seinem unverwüstlichen Zuge der Selbstironie überlassend, „aber verzeihen Sie, meine gnädigste Cousine und Sie, mein verehrtester Freund — mir ging es genau so, wie dem braven Wagner. . . Ich hörte Sie declamiren und dachte auch etwas zu profitiren. . . Und wahrlich die Kunst kann ich brauchen," setzte er ernstlich hinzu, „in sechs Wochen ist die Eröffnung der Kammern, vor welchen ich das neue Finanzgesetz vertheidigen soll. . . Ich habe heute definitiv die Ernennung zum Regierungscommissar erhalten..." —

Marecampus, der eine wunderbare Elasticität besaß, aus einer Stimmung in die andere überzugehen, nahm mit den Fingerspitzen aus der dargebotenen Tabatière des Geheimeraths eine diplomatische Prise und lächelte mit einer gewissen Gönnermiene:

„Sein Sie überzeugt, lieber Geheimerath, Sie

werden Freunde in der Kammer finden und auf meine Unterstützung können Sie unbedingt bauen..."

Herr von Olbers zog eine süß-saure Grimasse.

„Alle Dämonen sind los. Soeben habe ich erfahren, daß gestern zwischen den beiden Fractionen der Linken ein Compromiß zu Stande gekommen ist und daß man als Ihren Gegenkandidaten im ersten Wahlbezirk den Redacteur der Tribune, Rechtsanwalt Hardungen aufgestellt hat."

Dieser Name übte eine fast aufregende Wirkung. Linda, die unmuthig und verstimmt durch das plötzliche Erscheinen ihres Vetters, sich von dem Gespräch wie theilnahmlos abgewendet und in den „Pilgerfahrten" geblättert hatte, blickte auf und in demselben Momente begegnete ihr Auge dem des Museendirectors.

Sie bebte zurück. . .

Was war das? . . .

War das desselben Mannes Auge, der eben vor ihr mit prophetischer Geberde gestanden und die Schaale sittlichen Zornes über seiner Gegner Häupter ausgegossen?

Nein, nein, es mußte eine Täuschung sein. . . Das war ein Blick, wild funkelnd voll giftiger Wuth;

blutroth unterlaufen war das Weiß des Augapfels, ein stechender Dolch der Strahl der aus diesem Auge hervorbrach. . . .

Eine seltsame, unerklärliche Beklemmung befiel Linda, sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, um ihre Aufregung zu verbergen. . .

Hatte Marecampus die Wirkung seines Blickes bemerkt? Eine jähe Röthe färbte seine Stirn und sich zu dem Geheimerath wendend sprach er:

„Wenn es dem gnädigen Fräulein und Ihnen recht, so gehen wir in das Haus zurück. Ich fühle zuweilen, vielleicht von der Anstrengung nächtiger Arbeit, einen leichten Krampfanfall und die Luft wird kühl," und er deutete auf seine Brust. Die Männer gingen.

Gedankenvoll folgte ihnen Linda.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.